

Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Erscheint 2x im Monat

Krieg dem Kriege

Schweiz
Auslieferung:
„Freie Jugend“, Bern
Tscharnersstr. 14
Postcheck: III 2553

Oesterreich
Auslieferung:
Joseph Hauser, Steyr
Wehrgraben B 1/1

Deutschland
Redaktion und Verlag:
Berlin C 2, Parochialstr. 29
Postcheck:
Verlag Freie Jugend Nr. 66783

Der Gaskrieg kommt Haarmann und Ludendorff



Das Ebenbild Gottes
mit Gasmasken



Englische Matrosen mit neuen Gasmasken



Nach dem Stahlbad: Noch heute liegen in den Lazaretten entsetzlich verstümmelte Kriegsteilnehmer, an denen immer noch herumoperiert wird. Viele dieser unglücklichen Kriegssopfer haben dreißig, fünfunddreißig Operationen, in einzelnen Fällen sogar weit über vierzig Operationen bisher durchgemacht, und die Behandlung ist bei vielen Tausenden heute noch nicht abgeschlossen. Sehr viele müssen künstlich ernährt werden.

Das deutsche Strafgesetzbuch sagt in seinem § 211 wörtlich folgendes: „Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mord mit dem Tode bestraft“.

Haarmann hatte Pech. — Er wäre als Nationalheld gefeiert, wenn er seine vielen Morde nicht im „Frieden“ sondern im Kriege begangen hätte! Man hätte ihn mit dem Orden „Pour le merite“ geschmückt, wenn er nicht deutsche Jünglinge, sondern Franzosen im Schützengraben gemordet hätte.

Haarmann wurde „gerichtet“, hin-gerichtet. Man band ihm die Hände fest auf den Rücken, drückte seinen Kopf auf einen Holzblock und schnitt ihm mit einem blanken, scharfen Stahl den Wirbelknochen und die Gurgel durch. So wurde sein Kopf vom zuckenden, blutenden Rumpf geschnitten und dann beide Menschenteile — in einer Kiste verpackt — in die Erde verbuddelt. Diesen ganzen Akt nennt man Hinrichtung. Das verlangt so unsere Ordnung. Das ist „Gesetz“.

Ludendorff hat — vorsätzlich und mit Ueberlegung — einige Hunderttausend Menschen getötet, resp. auf seinen ausdrücklichen Befehl töten lassen. (Das bürgerliche „Gesetz“ bestraft auch denjenigen, der andere zum Mord anstiftet, mit dem Tode — wenn er nicht der herrschenden Klasse angehört!).

Ludendorff, der Massenmörder Ludendorff wurde „gefeiert“. Er zog weiße Handschuhe über seine blutbefleckten Hände, drückte seinen Kopf unter einen Zylinder und fuhr eines Tages mit einem schönen Auto durchs Brandenburger Tor. So wurde derselbe Verbrecher, der jahrelang ein ganzes Volk abschlachten ließ (er ist Schlacht-Meister) als Kandidat bei der Präsidentschaftswahl einer friedensfreundlichen Republik aufgestellt.

Haarmann und Ludendorff sind, nach dem Wortlaut des deutschen Strafgesetzbuches, beide Verbrecher gegen das Leben.

Wie sehr diese Meinung schon die gesunde Auffassung des deutschen Volkes geworden ist, bestätigt ein Volkswitz, den jedes Kind auf der Straße kennt:

Ludendorff ist zu Besuch bei Hindenburg, und dieser fragt seinen Berufskollegen, wer wohl der größte Massenmörder sei, worauf Ludendorff antwortet:

„Ich, Denke, Haarmann“.

Haarmanns Komplize war Grans.

Ludendorffs Komplize der inzwischen flüchtig gewordene Wilhelm.

Was Ludendorff als den größeren Verbrecher auszeichnet, sind nicht nur die zahlenmäßig weit überlegenen Morde, sondern vor allem auch — und das ist für das Strafmaß erheblich — die niedrigen Motive!

Haarmann tötete aus sexueller Verirrung;

Ludendorff tötete für die Interessen des Kapitals,

Haarmann war geistig minderwertig,

Ludendorff ist ein geistig „hochstehender“ Mann.

Haarmann mordete selbst, „eigenhändig“ sozusagen,

Ludendorff zwang andere, zu morden.

Haarmann wußte genau, daß er sein eigenes Leben dabei aufs Spiel setzte; denn das Strafgesetz fordert für seine Verbrechen den Tod. Er war konsequent genug, bei der späteren Gerichtsverhandlung seinen Richtern zu sagen, daß er geköpft werden will, weil er die Todesstrafe „verdient“ habe.

Ludendorff macht sich die Sache bequemer, gefahrloser: er riskierte nicht (wie sein Ableger Haarmann) seinen eigenen Kopf und Kragen, sondern lebte in sicherem Versteck (Etappe genannt). Als aber der Krieg verloren ging, hat es der große Nationalheld nicht vorgezogen konsequent an der Spitze seiner Tapferen den so oft gepriesenen schönen „Heldentod“ selbst zu finden, sondern er flüchtete feige, durch eine blaue Brille unkenntlich gemacht, über die Grenze des geliebten deutschen Vaterlandes, ins schöne Ausland. Genau so, wie sein Komplize Wilhelm.

Haarmann starb schuldig.

Ludendorff lebt schuldig.

Der konsequentere Haarmann erscheint daher im Spiegel des deutschen Strafgesetzbuches als großer Held, gegenüber seinem Vorbild und Meister Ludendorff Haarmann tötete die Opfer im Bett der Wollust.

Ludendorff schlachtete die Menschen auf einem Feld (daher der Name: „Schlacht“-Feld).

Haarmann biß seinen Opfern die Kehle durch.

Ludendorff ließ seine Opfer mit besonderen Apparaten und Instrumenten bei lebendigem Leibe verbrennen.

Der neue Krieg ist ein Gaskrieg

Wenn man jetzt in Genf Völkergesetze macht, um Gas und Bakterien zu verbieten, so ist das nur der Beweis dafür, daß man es für nötig hält, die öffentliche Meinung zu beruhigen, weil man wirklich mit einem kommenden Kriege rechnet. Oder ist wirklich jemand so naiv zu glauben, daß man in Amerika Tag und Nacht Gase und Gifte fabriziert und nach aller Herren Länder ausführt, um sich von irgendwelchen menschenfreundlichen Professoren in Genf deren Benutzung verbieten zu lassen? Glaubt man etwa, daß nicht überall rastlos Giftgase fabriziert werden?

In Deutschland haben die Rüstungsindustriellen, vor allem Krupp, chemische Fabriken gekauft. Die Anfertigung des Giftgases entzieht sich selbstverständlich jeder Kontrolle, da der Laie und auch der Arbeiter in der chemischen Fabrik nicht den Zweck der anzufertigenden chemischen Stoffe feststellen kann.

Nun ist im Oldenburg-Verlag (Leipzig) ein Buch erschienen: „Der kommende Giftgaskrieg“ von Dr. Gertrud Woker (Vorstand des Laboratoriums der Universität Bern). Dieses Buch enthält authentisches Material über die neuesten „Kultur“-Erfindungen auf dem Gebiete des Giftgases und über ihre Auswirkungen. Wir bringen hier ein paar Auszüge aus diesem Buche, das wir vor allem denen empfehlen, die da glauben, ganz so schlimm wird es schon nicht werden.

In welcher fürchterlicher Weise schon die ersten Giftgase Chlor und Brom zu wirken vermochten, von denen das letztere schon wenige Monate nach Ausbruch des

Weltkrieges an der russisch-deutschen Front ausprobiert wurde (also wesentlich früher als im Westen, wo der Bruch der Genfer und Haager Konventionen, die die Anwendung giftiger Gase im Kriege verboten, in die zweite Schlacht von Ypern fällt), geht aus Mitteilungen persönlicher Erlebnisse der Delegierten der polnischen Sektion der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit auf dem Kongreß in Washington und der Sommerschule in Chicago hervor. Dr. Budczinska-Tilinska war zu Anfang des Weltkrieges von den russischen Militärbehörden als Armeearzt eingezogen worden. Ungefähr ein Vierteljahr nach Kriegsausbruch kam die Nachricht, es sei etwas Entsetzliches passiert. Sie eilte ins Lazarett. Schon vor dem Eingang Tote und Sterbende mit blauen, gedunsenen Gesichtern — Blut quoll aus Mund und Nase und auf den Stiegen, in den Sälen überall dasselbe grauen-erregende Bild. Aerzte und Pflegepersonal standen in völliger Konsternation etwas Unbekanntem, noch nie Dagewesenem gegenüber. Dann kam die Aufklärung. Ein Gasangriff war es, mit dem die Deutschen die russischen Linien bedacht hatten. Und nun folgte Gasangriff auf Gasangriff. Die Betroffenen starben zu Hunderten unter gräßlichen Qualen, und es mag den Aerzten in ihrer Todesangst herzlich gleichgültig gewesen sein, ob die Absicht bei der deutschen Heeresleitung bestanden hat, „den Gegner zu vergiften“ oder ihn nur „aus der Deckung in das Feuerbereich zu jagen“. Die Vergifteten haben wohl kaum danach gefragt, ob nur die Waffen und Kampfweisen, die „nützliche Leiden“ schufen, vom Generalstabschef und Kriegsminister v. Falkenhayn erlaubt

(Fortsetzung Seite 2)

vergiften, erschließen oder erstechen.

Die von Haarmann Gequälten schrien oft nicht so verzweifelt, als die unter Ludendorffs Befehl im Stachel-draht Zerfetzten, im Granattrichter Verbluteten oder im Unterstand Verschlühten.

Die im Massengrab aller Kontinente langsam verfaulenden, von Ratten und Würmern zerfressenen Millionen Opfer des Massenmörders Ludendorff und seiner internationalen Komplizen sind eine größere Anklage, als die 20 Opfer Haarmanns.

Die vielen Blinden, Armlosen, Beinlosen, Gasvergifteten, vor Schmerz irrsinnig Gewordenen, die nach Millionen zählenden Opfer des Massenmörders Ludendorff und Konsorten werden dermaleinst wichtige Zeugen sein, wenn die großen Verbrecher an der Menschheit vor dem Antlitz des Lebens abgeurteilt werden!

Möge das Meer von Tränen, das vergessen ist um die Opfer Ludendorffs, bis dahin nicht versiegen. — — —

... Ich bemühe mich vergeblich, einen wesentlichen Unterschied zwischen den Verbrechen Haarmanns und Ludendorffs zu finden.

Mord bleibt Mord.

Ob eine Tötung für eigene Zwecke oder im Auftrag anderer erfolgt: das Strafgesetzbuch kennt keinen Unterschied.

Es sei denn der Unterschied zwischen dem privaten Mörder (von der Sorte Haarmann, Denke usw.) und dem Berufsmörder (von der Gattung Ludendorffs).

Wenn ich als Privatmann morde, werde ich bestraft. Wenn ich aber diesem, zum Sport gewordenen Verbrechen frönen will, muß ich mich beim Staat melden, dann erhalte ich einen Mörderkittel (Uniform), werde in Mörderschulen (Kasernen) im fingerfertigen Morden ausgebildet und erhalte ein langes Messer und Schießprügel zum täglichen Gebrauch. Besondere Sadisten und Lustmörder können dann mit Gas und Flammen morden und erhalten Mordabzeichen aus Blech oder Eisen für besonders hervorragende Leistungen im Massenmord.

Es kommt also lediglich darauf an, eine Konzession, d. h. eine staatliche Erlaubnis zum Morden zu haben, so wie ja auch nicht jeder Xbeliebige eine Kneipe aufmachen kann, um Alkohol nach freiem Ermessen auszuschenken, sondern wie eben jeder Schankwirt dazu erst seine Konzession haben muß.

Solche vom Staat konzessionierten Mörder haben wir viele Tausende. Abgesehen von den vielen Tausenden, von denen man in jeder Stadt an jeder Straßenecke einige Exemplare stehen sehen kann, im zweifelhaften Schmuck der Mordwerkzeuge.

Ludendorff gehört zu der Gattung der Berufsmörder, und wenn ich Vorsitzender des Staatsgerichtshofes wäre, so würde ich an den Angeklagten Ludendorff folgende drei Fragen stellen, die mir der biedere monarchistische Republikaner wahrheitsgemäß gar nicht anders beantworten könnte:

1. Frage: Was ist Ihr Beruf?

Antwort: Schlacht-Meister.

2. Frage: Geben Sie zu, als Schlacht-Meister im Völkermorden vorsätzlich getötet zu haben?

Antwort: Ja, denn ich habe ja ganze „Schlachten“ ausgedacht und selbst geführt.

3. Frage: Geben Sie zu, mit Ueberlegung getötet zu haben?

Antwort: Ja, denn wenn ich mir nicht alles so genau überlegt hätte, wären nicht Tausende in den masurischen Sümpfen ertrunken, in den Karpathen erfroren, und auch auf anderen Schlachtfeldern ums Leben gekommen.

Also: Schuldig!

Daß der also Schuldige und somit nach § 211 zum Tode zu verurteilende heute zum Reichspräsidenten einer pazifistischen Republik gewählt

„Achtung! Hier ist Berlin auf Zelle 505. Wir bringen das amtliche Schlußergebnis der Reichspräsidentenwahl: Gewählt ist Hindenburg!“

Also nicht Ludendorff, sondern Hindenburg? Na, dann gratuliere ich!

Ernst Friedrich.

Drei Minuten Gehör.

Drei Minuten Gehör will ich von Euch, die Ihr arbeitet —!

Von Euch, die Ihr den Hammer schwingt,
Von Euch, die Ihr auf Krücken hinkt,
Von Euch, die Ihr die Feder führt,
Von Euch, die Ihr die Kessel schürt;
Von Euch, die mit den treuen Händen
dem Manne ihre Liebe spenden. —
Von Euch, den Jungen und den Alten —;
Ihr sollt drei Minuten innehalten.
Wir sind ja nicht unter Kriegsgewinnern.
Wir wollen uns einmal erinnern!

Die erste Minute gehöre dem Mann.
Wer trat von elf Jahren in Feldgrau an?
Zuhause die Kinder — Zuhause weint Mutter,
Ihr, feldgraues Kanonenfutter —!
Ihr zogt in den lehmigen Ackergraben.
Da saht Ihr keinen Fürstenknaben:
Der soff sich einen in der Etappe
Und ging mit den Damen in die Klappe.
Ihr wurdet geschliffen, Ihr wurdet gedrillt.
Wart Ihr nach Gottes Ebenbild?
In der Kaserne — im Schilderhaus —
Wart Ihr niedriger als die schmutzige Laus.
Der Offizier war eine Perle.
Aber Ihr wart nur „Kerle“!
Ein elender Schieß- und Gruß-Automat.
„Sie Schwein! Hände an die Hosennaht —!“
Verwundete mochten sich krümmen und biegen:
Kam ein Prinz, dann hatten sie stramm zu liegen.
Und noch im Massengrab wart Ihr die Schweine:
die Offiziere lagen alleine!
Ihr wart des Todes billige Ware
So ging das vier lange blutige Jahre.
Erinnert Ihr Euch — — —?

Die zweite Minute gehöre der Frau.
Wem wurden zu Hause die Haare grau?
Wer schreckte, wenn der Tag vorbei,
In den Nächten auf mit einem Schrei?
Wer ist es vier Jahre hindurch gewesen,
Der anstand in langen Polonaisen,
indessen Prinzessinnen und ihre Gatten
Alles, alles, alles hatten — — —!
Wem schrieben sie einen kurzen Brief,
Daß wieder einer in Flandern schlief?
Dazu ein Formular mit zwei Zetteln . . .
Wer mußte hier um die Renten betteln?
Tränen und Krämpfe und wildes Schreien.
Er hatte Ruhe. Ihr wart allein.
Oder sie schickten ihn, hinkend am Knüttel,
Euch in die Arme zurück als Krüppel.
So sah sie aus, die wunderbare
Große Zeit — vier lange Jahre — — —
Erinnert Ihr Euch — — —?

Die dritte Minute gehöre den Jungen!
Euch haben sie nicht in die Jacken gezwungen!
Ihr wart noch frei! Ihr seid heute frei!
Sorgt dafür, daß es immer so sei!
An Euch hängt die Hoffnung. An Euch das Vertrau'n
Von Millionen deutschen Männern und Frauen.
Ihr sollt nicht stramm stehn, Ihr sollt nicht dienen!
Ihr sollt frei sein! Zeigt es ihnen!
Und wenn sie Euch kommen und drohn mit Pistolen —:
Geht nicht! Sie sollen Euch erst mal holen!
Keine Wehrpflicht! Keine Soldaten!
Keine Monokel-Potentaten!
Keine Orden! Keine Spaliere!
Keine Reserveoffiziere!
Ihr seid die Zukunft!
Euer das Land!
Schüttelt es ab — das Knechtschaftsband!

Theobald Tiger.

Der Krieg.

Der Weltkrieg hat einen teils Bar- teils Materialaufwand im Werte von 186 333 637 097 Dollar gekostet. Das Resultat desselben war: 12 000 000 Tote, die Krüppel und Siechen ungezählt; somit kostete es 15 566,25 Dollar, einen Menschen umzubringen. Die Armeen würden, wenn sie produktiv tätig gewesen wären, einen Güterwert im Betrag von 151 646 942 560 Dollar in der Zeit hergestellt haben, die sie an der Front oder dahinter zugebracht.

waren, oder auch nutzlose Leiden verursachende Waffen und Kampfmethode. Was half es selbst den nur aus „Nützlichkeitsgründen“ grausam Dahingeopferten, wenn Herr v. Falkenhayn überzeugt war, „mit dem Völkerrecht durch seine Anordnungen auf dem Gaskriegsgebiet nicht in Widerspruch zu treten, weil — o herrliche Militaristenlogik — die zunächst verwendeten Gasgeschosse außerdem noch eine Sprengwirkung zeigten!“ Nun ist nach Artikel 23 der Haager Konvention (1907) klar und deutlich verboten: „a) d'employer du poison ou des armes empoisonnées“ (Gift oder vergiftete Waffen anzuwenden). Man muß schon sehr wenig Französisch verstehen, um aus dem einfachen Verbot der Anwendung von Gift und vergifteten Waffen das Verbot von Geschossen herauszukonstruieren, die „mit dem alleinigen Zweck der Verbreitung erstickender und giftiger Gase verboten wurden“. Hat man im deutschen Generalstab wirklich so wenig Französisch verstanden?

Und welche Art von Humanität mag wohl der Einführung des „Gelbkreuzkampfstoffes“, der identisch ist mit dem von den Amerikanern als „Mustard“gas (Senfgas) bezeichneten und auch von ihnen für die Verwendung bereiten Dichlordiäthylsulfid (Haber), zugrunde liegen, das außer durch die Atemwege durch Blasenziehen auf der Haut seinen Eingang in den Körper findet? Wie wirksam auf diesem Wege der Gasschutz, der der Gaswaffe das Mäntelchen der Humanität anlegen soll, umgangen wird, geht aus der folgenden anschaulichen Schilderung des schon wiederholt zitierten deutschen Gewehrministeriums (11. November 1920) hervor. Dieselbe lautet folgendermaßen: „Der Gelbkreuzkampfstoff besitzt die Eigenschaft, daß er, mit den Kleidern der Menschen oder mit ihren Schuhen in enge, warme Auflehnungen in einem Vortrag vor den Offizieren des Reichs-

enthaltsträume verschleppt, dort Erkrankungen hervorruft, indem er durch die Wärme verdunstet und eingeatmet wird. Da er wenig wahrnehmbar ist, so läßt sich eine solche Verschleppung kaum vermeiden. Abhilfe läßt sich nur durch Maßnahmen schaffen, die praktisch undurchführbar sind. Man kann wohl einzelne mit Gelbkreuz bespritzte Gegenstände mit Chlorkalkpulver, das man aufstreut, entgiften, einzelne Gegenstände damit vom Kampfstoff befreien, aber man kann der Kampfstoffwirkung nicht wirksam vorbeugen. Dazu müßte man Schutzanzüge schaffen, die für den Kampfstoff undurchdringlich sind und vor dem Betreten des Unterstandes mit den Schuhen abgelegt werden. . . .“ Die hier erwähnte Schutzkleidung ist inzwischen von den Amerikanern ausgebildet worden und wird neben den Gasmasken, von denen 2000 pro Tag hergestellt werden können, im Edgewoodarsenal angefertigt. Aber die beispiellose Entwicklung der amerikanischen chemischen Kriegstechnik hat schon wieder die Mittel und Wege gezeigt, wie auch wieder ein solcher Schutz, wenn er von einer feindlichen Armee ebenfalls ausgebildet wird, illusorisch gemacht werden kann. Man braucht sich bloß die Wirkung der Phosphorgeschosse zu vergegenwärtigen, die — wenn auch in bedeutend primitiverer Form als heute — schon im Weltkrieg Verwendung fanden. Ich erwähne hier den durch das Zeugnis zweier Aerzte verbürgten Fall eines österreichischen Soldaten, bei dem bis zum Hals die Haut des ganzen Körpers so verbrannt war, daß sie in Fetzen herunterhing, die völlig vom blutenden Fleisch abgezogen werden mußten. Nach acht-tägigen grauenvollen Qualen erlöste der Tod den buchstäblich bei lebendigem Leib Gehäuteten, der ein Vorläufer von Tausenden ist, die dasselbe Schicksal im nächsten Krieg erwartet.

Menschen a. D. Wieder ein Sittlichkeitsverbrechen eines Polizeibeamten.

Bekanntlich sind in den Reihen der deutschen Polizei und Reichswehr viele Bluthunde, Sadisten und Sittlichkeitsverbrecher. Streikende, versammelte oder demonstrierende Arbeiter haben oft genug am eigenen Leibe gespürt, was es heißt, wenn diese „Ordnungshüter“ ihren Mörderberuf ausüben. Unvergessen sind noch die skandalösen Zustände der brutalen Verhaftungen in einer Berliner Versammlung für China. Unvergessen das mörderische Wüten der Polizei in Halle. Ganz zu schweigen von den vielen vielen Fällen, wo wehrlose Verhaftete selbst auf der Polizeiwache geschlagen und gepeinigt wurden.

Anzeigen bei der Vorgesetzten Behörde oder beim Staatsanwalt bleiben meistens ergebnislos. Die Uniform schützt diese Lumpen, von denen jetzt ausnahmsweise wieder mal einer verurteilt wurde.

Polizeiwachmeister Otto Wiesner.

hat dieser gemeingefährliche Polizist

junge Mädchen vergewaltigt.

Nun ist er vom Schöffengericht Berlin-Mitte auf längere Zeit unschädlich gemacht. Im Jahre 1924 bis 1925 häuften sich die Anzeigen über die Vergewaltigung von Frauenpersonen durch einen Polizeibeamten in Uniform, bis es endlich gelang, den jetzigen Angeklagten auf frischer Tat festzunehmen. Ein Kollege von ihm war es, der die Verhaftung des Wüstlings veranlaßte. Da damals gerade der heute noch nicht aufgeklärte Frauenmord am Arnswalder Platz verübt worden war, lenkte sich der Verdacht dieser Tat auf Wiesner. Er konnte jedoch sein Alibi nachweisen. Dagegen häuften sich die Zahl der Verfehlungen im Laufe der Untersuchung auf Wiesner in unheimlicher Weise. Nicht weniger als 16 Fälle standen zur Aburteilung des Gerichts. Wiesner benutzte seine Eigenschaft als Polizeibeamter, um sich nach der Art des sogenannten Spanners zu betätigen. Er beobachtete Liebespärchen, die in den Parkanlagen auf Bänken saßen oder sich vor dem Hause verabschiedeten. Durch Drohungen suchte er sie einzuschüchtern und zu trennen. Er behauptete, daß gegen die jungen Mädchen vor der Sittenpolizei ein Verfahren eingeleitet sei, und daß er sie verhaften müsse. Auf dem Wege zur Polizeiwache vergewaltigte er dann seine Opfer; vielfach war er auch so dreist, einfach an Arbeiterinnen, die in der Morgenfrühe des Winters an der Straßenbahn standen, um zur Arbeit zu fahren, heranzutreten und sie für verhaftet zu erklären. Die eingeschüchterten Opfer folgten willig dem angeblichen Sittenbeamten. In einer Reihe von Fällen gelang es Wiesner, seine verbrecherischen Pläne nicht auszuführen, da er verscheucht wurde. Er flüchtete dann schleunigst. Das Schöffengericht verurteilte Wiesner zu acht Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust.

Reichswehrsoldaten als Lohndrücker.

Der „Deutsche Landarbeiterverband“ schreibt im „Vorwärts“:

Am 24. Juni fanden vor dem Schlichter beim württembergischen Arbeitsministerium Verhandlungen der Arbeitervverbände und des landwirtschaftlichen Hauptverbandes (Unternehmer) wegen Verbindlichkeitsklärung eines gefällten Schiedsspruches des Schlichtungsausschusses Stuttgart in der Gesamtlösungsstreitigkeit in der württembergischen Landwirtschaft statt. Obwohl der Deutsche Landarbeiterverband die ablehnende Haltung des landwirtschaftlichen Hauptverbandes kritisierte und in Gemeinschaft mit dem Schlichter darauf aufmerksam machte, daß die Ablehnung des Schiedsspruches eine noch weitere Abwanderung der Arbeitskräfte vom Lande zeitigen werde, war der landwirtschaftliche Hauptverband nicht zur freiwilligen Annahme des Schiedsspruches zu bewegen. Der anwesende Syndikus des Verbandes erklärte ganz grobspurig, daß auch bei einem weiteren Abgang von Arbeitern die Getreideernte unter Dach gebracht werden würde. Die Landwirte würden dann eben Reichswehrsoldaten dazu beiziehen, denen sie pro Tag 3 bis 4 Mark Entschädigung zahlen.

Zusammenfassung. Die chemische Waffe, die während des letzten Krieges in steigendem Maße und mit einer Wirksamkeit, die keinen Zweifel zuläßt, verwendet wurde, ruft die verschiedenartigsten physiologischen Wirkungen hervor. Die Grenzen ihrer Macht, ihrer Wirksamkeit und ihrer Verschiedenartigkeit sind sehr wenig bestimmbar, ebensowenig, als der Pharmakologie oder irgendeinem anderen Zweig der Chemie Grenzen gesetzt werden können. Wenn diese außerordentlich schweren Wirkungen gegenüber ungeschützten Mannschaften durch entsprechende Schutzmaßnahmen abgeschwächt werden können, so ist auf alle Fälle das Problem eines Schutzes der Zivilbevölkerung noch ungelöst.

Da die verwendeten Giftstoffe in Friedenszeiten beständig im Gebrauch sind, steht die chemische Waffe jeder großen industriellen Macht, die im Besitz von chemischen Fabriken ist, zur Verfügung, und diese Tatsache hat die Herren Professoren Zanetti und Mayer zu den folgenden Schritten in ihren Berichten geführt:

Professor Zanetti sagt: „Die außerordentliche Leichtigkeit, mit der diese Fabriken beinahe über Nacht in Fabriken für chemisches Kriegsmaterial umgewandelt werden können, läßt gegenüber einem Nachbar, der über eine mächtige chemische Organisation verfügt, ein Gefühl der Furcht und des Mißtrauens aufkommen.“ „Sie sichert tatsächlich irgendeiner Macht, die schlechte Absichten hegt, eine ungeheure Ueberlegenheit“, bemerkt Professor Mayer. „Ein heimlich ausgearbeiteter Giftstoff (und diese Ausarbeitung kann überall erfolgen), der in großen Mengen hergestellt (und diese Herstellung kann in irgendeiner chemischen Fabrik ausgeführt werden) und überraschend in eine unvorbereitete Bevölkerung hineingeworfen wird, vermag jeden Gedanken eines Widerstandes vollkommen zu brechen.“

Ludendorffs Wahrheitsliebe.

Ludendorff will seinen Aufruf an „die lieben Jidden in Paulen“ nicht wahr haben. Der große Antisemit ist peinlich davon berührt, daß man ihm Judenfreundlichkeit im Weltkriege nachsagen will. So dementiert er nach Leibeskräften. Den Aufruf kann er nicht gut ableugnen. Aber er ist an ihm ganz unschuldig. Der Jud' ist auch hier schuld. Der böse Rabbiner hat ihn veranlaßt. Im übrigen, mit Judenfreundlichkeit hatte er nichts zu tun. Wörtlich schreibt Ludendorff an einen seiner Gesinnungsfreunde in Breslau:

„Bei dem Einmarsch in Polen im Oktober 1914 erließ der Oberkommandierende der 9. Armee auf Vorschlag des im Stabe befindlichen Feldrabbiners einen Aufruf an den jüdischen Volksteil Polens. Der Wortlaut ist mir nicht in Erinnerung. Im Kriege kommt man in die Lage,

den Teufel mit Beelzebub auszutreiben.

Der Aufruf war ein rein militärisch-politischer Akt und nichts weiter, geboten durch die Lage der Stunde. Einen Liebesdienst der jüdischen Bevölkerung habe ich nie angenommen, ebensowenig wohl ein deutschblütiger Soldat, denn die Wohnungen der Juden in Polen gelten als besonders verlaust und waren meist durch die jüdischen Familien überall belegt.“

Aber der General hat Pech. Seine Spekulation auf die Gedächtnisschwäche anderer Leute hat fehlgeschlagen. Es meldet sich der Rabbiner Dr. Levy, der zur fraglichen Zeit Feldrabbiner bei der 9. Armee war, und erklärt:

„Niemand ist ein derartiger Vorschlag von mir ausgesprochen worden, vielmehr sind die Tatsachen wiedergegeben an der Hand meiner Tagebuchaufzeichnungen folgende:

1. Am 26. September 1914 meldete ich mich in Beuthen bei General Ludendorff als der der 9. Armee zugewiesene Feldrabbiner. Auf die Frage des Generals, wie ich mir meine Tätigkeit vorstelle, entwickelte ich ihm meinen Arbeitsplan, der ausschließlich der Seelsorge an den jüdischen Soldaten der Armee zum Gegenstand hatte. Als ich fertig war, meinte der General: „Ich habe noch einen besonderen Auftrag. Wir kommen jetzt nach Polen, wo zahlreiche Juden wohnen. Suchen Sie mit dieser Fühlung zu nehmen, sie über die Freundlichkeit unserer Gesinnung aufzuklären und den Militärbehörden darin behilflich zu sein, das Vertrauen der jüdischen Bevölkerung durch Rücksichtnahme auf deren religiöse Empfindungen zu gewinnen.“

2. Am 5. Oktober wurde mir vom Nachrichtenoffizier des AOK ein fertiges, in hebräischer und jüdischer Sprache gedrucktes Flugblatt übergeben, mit der Weisung, es ins Deutsche zu übersetzen. Bis dahin hatte ich von einem Aufruf weder etwas gehört noch gesprochen.

3. Am 8. Oktober wurde ich zu General Ludendorff befohlen. Er erkundigte sich nach der Stimmung unter der jüdischen Bevölkerung und fragte mich, ob ich mir etwas von dem geplanten Aufruf verspreche. Im übrigen wünschte er einige Veränderungen an dessen Wortlaut und forderte mich auf, in entsprechendem Sinne eine Umredigierung vorzunehmen. Nachdem diese ihm vorgelegt und von ihm genehmigt war, wurde ich mit der Rückübersetzung ins Hebräische und Jiddische und der Besorgung des Neudrucks beauftragt, was ich selbstverständlich tat.

Das ist mein Anteil an der Entstehung des Aufrufs. Rabbiner Dr. A. Levy, Berlin.

Diese Angaben entnehmen wir der Zeitschrift des „Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten“. Wessen Gedächtnis in diesem Fall das bessere ist, kann nicht gut zweifelhaft sein. Die Gegenüberstellung genügt, um Ludendorff in seiner ganzen Größe zu kennzeichnen.

Wilhelm, der Fahnenflüchtige, sagte in einer Ansprache an „Seine“ Truppen in Nieborow u. a. wörtlich: „Der Feind muss völlig niedergedrungen werden, und die Friedensbedingungen werde ich mit den Bajonettspitzen Meiner Soldaten diktieren!“

Die Stimme der Frau . . .

Die Frauen im Kriege.

Warum nicht auch Ihr . . . ? Gott sei's geklagt. Es hat doch alles im Kriege versagt. Woher soll' auch kommen, das wahre Verständnis. Pünktlich standet Ihr auf den Plätzen, Wenn's galt, den fehlenden Mann zu ersetzen, Und keine war sich darüber im Klaren, Wie falsch die Fährte in diesem Verfahren. Wie wäre doch heute die Welt beglückt, Hättet Ihr ale gestreikt, statt gestrickt! Ohne euch Frauen den Krieg zu führen, Könnte kein Land der Erde riskieren. Aber im Kriege hat ja alles versagt, Warum nicht auch Ihr? — Gott sei's geklagt. (Aus dem Gedichtbuch „Wenn der Glorienschein verbleicht“ von Danton, Verlag „Erkenntnis und Befreiung“, Wien.)

Die Frauen und der Friede.

Zwei Wege stehen uns offen; den einen, der zu Krieg und Hunger führt, haben die Nationen schon beschritten, der andere ist der Weg, den die Arbeiterbewegung vorzeichnet. Er führt zu Frieden und Nahrung. Die Mütter können zur Bereitung des Weges zum Frieden viel beitragen. Wir dürfen nicht nur gegen den Krieg sein; wir müssen auch eine aufbauende Politik der Zusammenarbeit zwischen den Arbeitern und Müttern aller Länder anstreben. Die Idee der Mutterpflicht muß nicht nur ein Gefühl sein, sondern sich in dauernder Zusammenarbeit der Völker in der Produktion und dem Austausch von Gütern und Kenntnissen kundgeben. Sie muß eine internationale Wirklichkeit werden und die Grundlage zur Ueberleitung des Nationalismus zu einer internationalen Einheit der Arbeiter aller Länder. Dr. Marion Phillips (England)

Vaterlandsliebe und Klassenjustiz.

Von Berta Lask.

Es gibt zwei Arten von Mutterliebe und von Müttern. Die wahrhaft mütterliche Frau bringt allen Kreaturen Wohlwollen und ein offenes Herz entgegen. Ist ihr ein eigenes Kind beschieden, so liebt sie es mit der vorbehaltlosen Hingabe und Innigkeit eines liebebereiten Wesens. Das Kind ruht und gedeiht in dieser Mutterliebe und bleibt durch sie freundlich verbunden mit seinen Mitgeschöpfen.

Die andere Mutter liebt nur ihr Kind. Die Umwelt sieht sie fremd und feindlich oder als Hintergrund. Das eigene Kind soll schön und stark und reich sein, soll erhöht sein über die anderen, soll wachsen auf Kosten der anderen. Das Kind dieser Mutter ist feindlich isoliert; seine Stellung zur Welt ist verzerrt und falsch.

Dasselbe gilt für die Vaterlandsliebe. Wer den Menschen anderer Völker wohlwollend geöffnet ist, wer sich mit den durch geistige Nähe oder Klassenschicksal Verwandten in anderen Völkern solidarisch fühlt, fühlt nicht weniger warm und treu für seinen engeren Kreis, für Volk und Heimerde.

Der Chauvinist liebt wie die eigensüchtige Mutter. Er will sein Volk erhöht sehen auf Kosten anderer. Der übernational Gerichte möchte den Gegenstand seiner Liebe: sein Volk und Vaterland als volle Blüte im blühenden Kranz der anderen Nationen sehen.

Welche Einstellung die menschenwürdigere ist, braucht nicht gesagt zu werden. Daß die Einstellung des Chauvinisten auch praktisch falsch und vernichtend ist, beweisen Weltkrieg und Nachkriegszeit dem Blinden und Verstocktesten. Jeder feindliche Schlag, den eine Nation gegen eine andere führt, wirkt früher oder später verhängnisvoll auf die schlagende zurück. Nicht nur Seele und Charakter der Völker werden erniedrigt und vergiftet, auch das wirtschaftliche Leben stockt auf beiden Seiten, wenn dauernd Feindschaft herrscht statt gegenseitiger Hilfe. So wirkt das Verhalten des Chauvinisten letztlich schädigend und vernichtend auf das Vaterland und kann keine wahre Vaterlandsliebe sein.

Ist Feindschaft gegen ein fremdes Volk schon letzten Endes dem Vaterland mehr schädlich als nützlich und zeugt von verhängnisvoll eigensüchtiger irreführender Liebe, so noch vielmehr die Feindschaft gegen eine breite Schicht des eigenen Volks.

Es tut Not, den trüben Wahn, die verderbliche Lüge zu zerstören, daß Vaterlandsliebe und Klassenjustiz vereinbar wären. Kann man sein Vaterland lieben und gleichzeitig einen großen Teil seiner Volksgenossen brutal und mit Verachtung des Gesetzes, nein, schlimmer noch, durch skrupellosen Mißbrauch des Gesetzes niederhalten, entretchen, der Freiheit und des Lebens berauben? Was heißt denn „das Vaterland lieben?“ Heißt es nur den

Boden lieben, der uns ernährt und unsere Vorfahren ernährte, der uns gehört und unseren Vorfahren gehörte? Dies wäre wohl vereinbar mit Haß und Verfolgung unserer Volksgenossen. Doch dies allein ist nicht gemeint. Die sich vaterlandsliebend nennen, sprechen von völkischem Gefühl, von völkischem Zusammenhang. Sie glauben nicht nur den Boden zu lieben, der sie trägt, nein auch das Volk, daß mit ihnen die Heimerde bewohnt. Ihre von bewußtem oder unbewußtem Klasseninteresse und falschen individualistischen pseudoaristokratischen Ideologien umnebelten Köpfe begreifen nicht mehr den Widersinn einer Vaterlandsliebe, die sich in blindem Haß gegen die eigenen Volksgenossen äußert.

Was ist ein Volk? Ist Volk die Summe von Menschen, die eine bestimmte Landstrecke bewohnen, die Summe von Menschen, die sich durch ähnliche Leute, durch gleiche Schriftzeichen verständigen? Sind solcherweise Verbundene und doch in Haß und Verachtung gegeneinander Strebende, von gegenseitigem Vernichtungswillen erfüllte Menschen ein Volk?

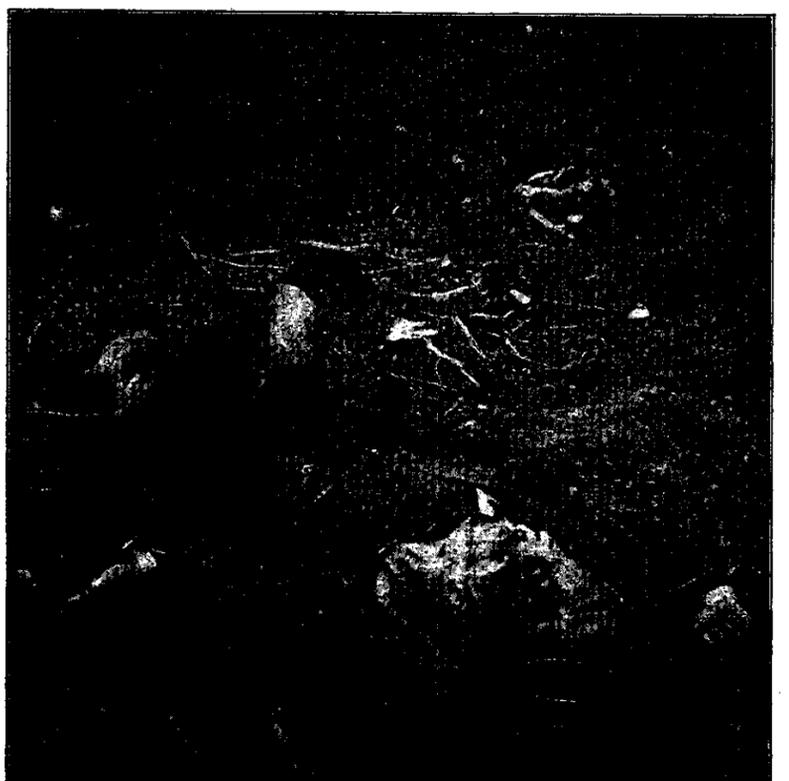
Offenbar nein. Volk ist eine Gemeinschaft von Menschen, die durch Wesentliches im Tiefsten verbunden sind, wie widerspruchsvoll erregt sich auch die Oberfläche gebärden mag. Wo diese tiefe Verbundenheit im wesentlichen fehlt, da ist kein Volk mehr.

In der Mehrzahl des Volkes ist die Sehnsucht nach einem Leben in freier Gemeinschaft erwacht. Dies ist das Wesentliche, das Volk im Tiefsten bewegende. Volksgemeinschaft kann nur sein unter Menschen, die dieses Wesentliche fühlen, erkennen, bejahen. Eine herrschende Klasse, die solche Sehnsucht, wo immer sie sich äußert, verkennt, verneint, mißachtet, als Aufruhr und Verrat besträuft, kann nicht mehr im Namen des Volks, im Namen des Vaterlandes reden und handeln. Vaterland ist nicht ein Stück Erde mit Herren und Sklaven, mit Menschen, die einander befeinden und blutig bekämpfen; Vaterland ist Volksgemeinschaft auf gemeinsam bebauter, gemeinsam beschützter, gemeinsam geliebter Heimerde. Jedes andere Vaterland ist eine Wahnidee, ein sinnloser Begriff, keine Wirklichkeit, ein Gespenst, kein lebendes Gebilde.

Einem solchen Gespenst, einem nicht mehr vorhandenen Wesen, einem Stück Mumie, die nie wieder ein Ganzes und noch weniger ein Lebendes wird, opfern die von Vaterlandsliebe Erdröhnenden in blindem Haß die Kraft und Jugend ihres Volks, zerstören die Kräfte, die zur Bildung eines wahren Vaterlandes führen könnten, vernichten die Keime eines neuen Gemeinschaftsgefühls, und während dieses höchst vaterlandsfeindlichen Handelns gebärden sie sich als berufene Schirmer und Verteidiger des Vaterlandes, die Einen in wirrem, phantasti-



Deutsches Soldatenlied: Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen . . .



. . . sterben wie ein Held.

Aus der Internationale

Das zivilisierte Algerien.

In der an der nordafrikanischen Küste des mittelländischen Meeres gelegenen Kolonie Frankreichs herrscht noch schreckliches Elend sowie Mangel an Schulen für die Jugend. Der Muselman ist bis heute Diener und Eigentum der französischen Regierung gebunden und lebt unter einem Ausnahmegesetz, welches ihm nicht die schmalen Rechte, die man dem französischen Bürger kreuzt, erlaubt. Der Muselman aber wurde während des Weltkrieges wohl als Kanonenfutter gebraucht und wird noch heute in Massen nach Marokko geschickt. Der Muselman hat auch nicht das Recht in Frankreich zu arbeiten, da die französische Regierung nicht wünscht, daß er erner Rechte verlangen und sich organisiert. Dem Araber ist nur das eine Recht reserviert, sich auf dem Aitah des „Vaterlandes“ töten zu lassen. Der Europäer in Algerien ist schon sehr schlecht entlohnt, der Muselman ist noch viel schlechter bezahlt. Der Araber, der von dem Europäer für sehr rau gehalten wird, leistet, wie ich selbst gesehen habe, die schwersten Arbeiten. Unter einer Hitze von 30 Grad schieben sie kohlengefüllte Wagen. Für einen Arbeitstag bis vierzehn Stunden zählt man 4 bis 12 Frcs. pro Tag. Berg- und Landarbeiter leben in den traurigsten Verhältnissen; ihre Arbeit fängt bei Tagesanbruch und endet bei Nachtanbruch für einen Tagelohn von 3-5 Frcs. Diese Verhältnisse dienen zur Verelendung der Generation. Viele Araber bewohnen eine Hütte aus Erde und Stroh oder dürre Palmblätter, andere wohnen in den Felsen, wo sie sich des Nachts vor Schakalen durch Hunde schützen müssen. Auch findet man in engen Gassen mit dunklen Stuben arabische Familien; dies sind schon die etwas besser gestellten Beduinen. Für die kommende Generation wird so gut wie gar nichts getan. Um stets den Rassenhaß zu schüren, sind die wenigen Kinder der Muselmänner, die die Schule besuchen, sorgfältig von den europäischen Schulkindern getrennt. Kinder der Muselmänner, die nicht zur Schule gehen, werden zu allerlei Arbeiten gebraucht, wie Gepäckträger am Landungsplatz der Passagiere, wo sie förmlich das Gepäck dem Passagier entreißen. In der Stadt, in Anlagen und Cafés findet man sie zum Schuhwischen der Spaziergänger; auch zum Pakettragen, wenn die europäische Frau zum Markt geht oder Einkäufe macht. Ganz kleine Kinder werden zum Betteln angelernt und kauern in allen Straßen, sehr oft schlafen sie vor Müdigkeit ein. Mädchen, noch im Kindesalter, werden an Rohlinge verkauft und enden unter unendlichen Qualen, nach Sättigung der Begierden dieser Unmenschen, in öffentlichen Häusern.

Ueber die Prostitution in Algier will ich euch mitteilen, was ich selbst gesehen habe. Frauen aller Rassen üben dieses traurige Geschäft aus; mitunter beobachtet man ganz junge Mädchen, die diesem traurigen Leben verfallen sind. Vorwiegend findet man dort die arabische Frau, da der Koran dem Mann fast ohne viel Umstände erlaubt, die Frau von seinem Haus zu jagen, wenn es ihm gefällt. Ohne Beruf blieb ihr nur dieser eine Weg zum Fristen ihres Daseins offen. In der Hochstadt Algiers, die „Kasbah“ genannt, in sehr engen Gassen, wo die Häuserreihen sich berühren, im Erdgeschoß, in dunklen, nach der Straße gelegenen Stuben oder vor den Häusern wehende Frauen, dürrig gekleidet, sehen wir ihren Körper anbieten. Ihre Stuben sind mit Kerzen, Oellicht oder Petroleumlampe den ganzen Tag beleuchtet. Das Mobiliar besteht aus einer Ottomane oder Matratze mit schmutzigem Bettzeug, einem Spiegel und nur selten noch einem Tisch. Ihre Klienten bestehen aus meistens rohen, sehr oft betrunkenen Muselmännern und Soldaten. Sonntags und abends sind diese Gassen sehr belebt. Die Klienten warten ihre Reihe vor den Türen ab.

Solche Verhältnisse finden wir noch im Zwanzigsten Jahrhundert! Arme traurige Zivilisation der „großen Nation“.
Marcella.



Die Stellung wird gehalten . . .

China und das Weltproletariat.

Nachdem wir sorgfältig „Der Fall China“ von Lo Wen Kan, V. K. Ting, Hushih und K. L. Yen von der Universität Peking gelesen haben, nachdem wir die chinesische Delegation auf der Internationalen Kriegsdienstgegner-Tagung in London gehört haben, von der Revolution der „Nie-mehr-Krieg-Bewegung“ (England) für die sofortige Zurückziehung der Truppen und Kriegsschiffe Kenntnis genommen haben und dem Aufruf der Internationalen Arbeiter-Association für unmittelbare Solidarität mit dem chinesischen Proletariat zugestimmt haben, glauben wir, daß die Aktion im Falle China folgende sein muß:

Beweist dem Volke die Größe des Unrechts, daß die Europäer seit langem den Chinesen angetan haben! Zeigt, daß seit einiger Zeit der Japaner mit den Europäern verbündet ist in der Ausbeutung der chinesischen Arbeiter!

Begreift, daß nicht nur durch die gegenwärtigen Schießereien, sondern durch weitliegendere Gründe die unglücklichen Ereignisse in China umschreiten!

Warnt davor, daß dieses richtige Gefühl des chinesischen Volkes gegen den europäischen Imperialismus nicht mißbraucht wird für einen verkappten Nationalismus! Faßt endlich zusammen, daß beide, europäische Matrosen und chinesische Arbeiter, dieselben Interessen haben!

Wir sagen daher beiden, Matrosen und chinesischen Arbeitern:

Ihr habt weder mit der weißen, noch mit der gelben Ausbeutung etwas gemeinsam, ihr müßt versuchen, euch einander zu tunen als Kinder einer menschlichen Familie, die sich nicht schlagen dürfen zum Vorteil einiger weniger.

Wenn die Weißen so viel der Ihren in China haben wollen, die Chinesen aber so viel Weiße in ihrem bereits überfüllten Lande nicht wünschen, laßt dann die Schiffe nicht auf die Chinesen feuern, sondern segelt fort und nehmt die Kapitalisten und ihre Lakaien mit. Sollte irgendjemand an die Kosten eines solchen Vorgehens denken, laßt ihn auch daran denken, daß schließlich dieser Wille weniger kostet als eine Kriegssituation, durch die immer große Mengen des Volkes der produktiven Arbeit entzogen werden.

Wir sind der Ansicht, daß in erster Linie die britischen Arbeiter eine Aufgabe in dieser Sache haben, und wir vom internationalen antimilitaristischen Büro hoffen, daß sie sich dieser großen Verantwortlichkeit würdig erweisen werden.

Wir fordern alle uns Angeschlossenen auf, das Proletariat in den öffentlichen Versammlungen über China und Marokko zu fragen: Wird der Generalstreik erst entstehen, wenn zehn Kriege zugleich da sind oder glaubt ihr zwei genügen?

J. Giesen,

Sekretär der Exekutive des Internationalen Antimilitaristischen Büros Blauwkapel, Holland.

**Der Krieg ist eine Pest
und seine Bazillen
heißen Soldaten**



„Der Krieg bekommt mir wie eine Badekur.“ (Hindenburg.)

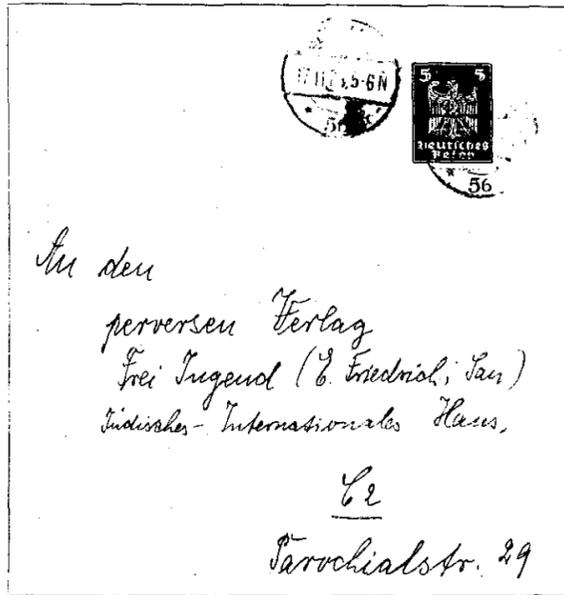
schem Irrglauben in Verehrung toter Ideale anstatt lebendiger Kräfte, die Anderen als bewußte Vertreter ihrer Interessen.

Wer die Begriffe „Vaterland“ und „Volk“ verbrecherisch einengt, wer diese Worte sagt und dabei kalten Herzens die größere Hälfte des eigenen Volkes von der Zugehörigkeit ausschließt, der kann als Richter keine andere Justiz üben als Klassenjustiz. Die Klassenjustiz führt zu einer immer tieferen verhängnisvolleren Spaltung des Volkskörpers, diese Spaltung zu einem immer falscheren, immer verzerrteren Begriff von „Volk“ und „Vaterland“ gerade bei denen, die diese Worte am töndsten im Munde führen und treibt sie an zu extremster volks- und vaterlandsfeindlicher Politik.



Durch die Post erhielten wir nachfolgenden Brief.

Selbstverständlich hat es der tapfere deutsche Held vorgezogen, anonym zu bleiben. Ich veröffentliche aber gerne dieses Geschreibsel in der „Schwarzen Fahne“, um den Lesern zu zeigen, was für „edle Ritter“ doch unsere Gegner sind. Heil ihnen!



Es ist schade um das Porto! Das solche Schweine, wie Sie in Ihrer Redaktion sind, solche lügenhafte Bilder veröffentlichen, verdanken Sie nur der Revolutionsregierung. Anständig seid ihr perversen Hunde keineswegs. Alte Säue! Mistviecher! Judenbengels!

Solche Schweinereien können Sie dummer Internationaler nur in Deutschlands Republik machen. Ein anderes Land steckt Sie in den Saustall, wo Sie hingehören.

Sämtliche Illustrationen sind aus dem Buch: „Krieg dem Kriege“, von Ernst Friedrich.

Die Hindenburg-Verfassung in Wort und Bild

Preis 20 Pfg.
Nr. 2 — 1925.



Erscheint jede Woche

Mit den Beilagen: „Freie Jugend“
und „Proletarischer Kindergarten“

Man abonniert

Durch d. Verlag: Berlin C 2, Parochialstr. 29 — Abonnements-Preis:
Monatlich 80 Pfg., vierteljährlich 2,40 Mk. bei portofreier Zusendung

Schweiz

Auslieferung:
„Freie Jugend“, Bern
Tschamerstr. 14
Postcheck: III 2553

Oesterreich

Auslieferung:
Joseph Mauser, Steyr
Wehrgraben B 1/1

Deutschland

Redaktion und Verlag:
Berlin C 2, Parochialstr. 29
Postcheck:
Verlag Freie Jugend Nr. 66783

Der Kronprinz am Verhungern



Nach dem Kriege: Der deutsche Kronprinz als Schwerstarbeiter . . .

Die deutsche Republik ladet ein fürchterliches Verbrechen auf sich! Daß es Seine Majestät Wilhelm II., (dem 1918 zufällig verzeihensten Freunde unseres verehrten Herrn Reichspräsidenten) vorläufig noch keine Einreiseerlaubnis nach Deutschland gibt, ist verzeihlich, denn daran haben allein unsere verfluchten Feinde schuld. Gott strafe England — bis auf weiteres nicht mehr. Aber die Franzosen! Diesen unsern Erbfeind können und wollen wir züchtigen und schädigen dadurch, daß wir Deutsche keinen französischen Wein mehr trinken, sondern nur noch deutschen Fusel!

Deutsch denken!
Deutsch trinken!!

Wie gesagt: daß wir unsern Kaiser immer noch nicht wieder haben, trotzdem Deutschland im November sieben Jahre eine freie Republik ist, dafür kann kein deutscher Mann und keine deutsche Jungfrau verantwortlich gemacht werden.

Aber sein ältester Sohn von Gottes Gnaden, unser allseits verehrter Kronprinz, ist heut durch die Schuld der Republik dem Hungertode ausgesetzt!!

Jedem politischen Gefangenen gibt man ein Eßbesteck in den Kerker, damit er seine Nahrung zu sich nehmen kann. Dem Kronprinz aber verweigert man sein silbernes Eßgeschirr, seine Tafelaufsätze, seine Fruchtschalen usw., mit dem man imstande ist, nahezu 500 Personen zu gleicher Zeit zu speisen!!

Was soll werden? Will man unsern Kronprinz tatsächlich auf diese infame Weise dem sicheren Hungertode preisgeben? Erst kürzlich berichtete noch die Presse, daß an diesem Silberschatz die größten Künstler, die berühmtesten Goldschmiede, über zehn Jahre lang gearbeitet haben, und daß diese unschätzbaren Kostbarkeiten, die zum notwendigen Lebensunterhalt des Kronprinzen gehören, heute in 40 Kisten verpackt, im Keller der Reichsbank lagern.

Das Gebot der Stunde für jeden guten Deutschen ist daher: „raus mit die Klamotten!“

Auch finanziell müssen unsere Hohenzollernsprößlinge sichergestellt werden. Bisher zahlte die Republik an diese hohen und höchsten Herrschaften eine geradezu lächerliche Arbeitslosen-Unterstützung. Wilhelm erhielt bis zum Mai 1921 nur rund 32 Millionen Goldmark. Im Jahre 1923 erhielt er eine einmalige Teuerungszulage von 24 000 holländischen Gulden, dazu die Zinsen der Privatvermögen, die Extrazuschläge für „standesgemäßen“ Lebensunterhalt usw. Seit dem 1. Januar 1924 zahlt der Staat Preußen jährlich 50 000 Goldmark an die Majestäten. Soll da vielleicht Herr Wilhelm mit seiner Familie auskommen? Oder soll er vielleicht seinen ältesten Herrn Sohn mit diesen paar Groschen auch noch mit durchfuttern?

Die wenigsten deutschen Republikaner wissen, daß die Republik unserm erhabenen Kronprinz die Herrschaft Oels (mit fünfzehn Gütern von insgesamt 40 000 Morgen) als „Eigentum“ überlassen hat, und daß er dort sein kümmerliches Dasein fristet — ohne Eßgeschirr. Mit Genugtuung begrüßen wir es daher, daß in Anbetracht der Wohnungsnot und der allgemeinen Not des deutschen Volkes, die hohen und höchsten Herrschaften jetzt 400 000 Morgen verlangen.

Ähnlich liegt die Notlage bei den erwerbslosen Fürsten und Herzögen. Allein die thüringische Regierung hat weit über hundert Prozesse geführt, darunter 20 Fürstenprozesse und 20 Prozesse mit der Kirche.

Wer will es den hohen Herrschaften verdenken ihrerseits gerechte Lohnforderungen zu stellen? Wenn die Republik immer wieder Geld für Kriegerdenkmäler aufbringt, dann soll sie auch an die schwerkriegsverletzten Hohenzollern denken, die sich heute durch Tennisspiel, Windhundezucht und Holzhacken ihr Brot kümmerlich erwerben müssen.

Ernst Friedrich.

Mit Recht schreibt Willi Lehmann (ein angestammter Verwandter unseres Kaisers) in der gut deutschen Zeitschrift „Der Drache“, daß die Hohenzollern

. . . und der kriegsverletzte Proletarier bei seinem täglichen Sport.

eben auf den Klageweg angewiesen sind, wenn die freie Republik nicht nach ihrem Verlangen zahlen will. Und da die Richter meistens Monarchisten sind, so entscheiden sie eben meistens zu Gunsten der Kläger. Wie recht hat doch da Peter Polter mit seiner

Schweineballade:

Am vollen Troge steht das Schwein
Und frißt und frißt, tagaus — tagein,
Denn wenn es seinen Trog nicht leert. —
Dann ist es auch sein Geld nicht wert,
Weil nur ein Schwein, das kräftig frißt,
Ein ff. prima Mastschwein ist. —
Jawohl, — ein Fresser muß es sein,
Denn sonst wird es nicht fett. — das Schwein

An unserm Trog noch heute frißt
Ein Schwein, das uns sehr lästig ist.
Es frißt schon viele hundert Jahr,
Dieweil es immer hungrig war.
Es fraß sich müd, es fraß sich matt,
Doch ach, es fraß sich niemals satt.
Sein Trog ward immer neu gefüllt.
Nie wurde seine Gier gestillt.
Drum stellten wir es plötzlich kalt! —
— Da nahm das Schwein 'nen Rechtsanwalt
Und klagte, — aller Würde bar,
Weil es noch nicht gesättigt war.
Man schleppte uns vor's Tribunal.
Als Kläger stand das Schwein im Saal.
Die Angeklagten waren wir.
Die Richter hielten's mit dem Tier.
Sie fällten streng den ersten Spruch:
Das Schweinchen hat noch nicht genug!
Da bleibt uns die Erbitterung
Und Fortsetzung der Fütterung.

Wir nannten dieses Urteil schlecht!
Warum denn? — Uns geschah ganz recht!
Warum han wir nicht Ernst gemacht
Und damals dieses Schwein geschlacht'!?
Dann hätten wir jetzt unsre Ruh'
Und sparten unser Geld dazu!
(Aus „Der Drache“ Nr. 28.)

Politische Rechte und ihre Bedeutung für die Arbeiterklasse

Von Peter Kropotkin

Kein Tag vergeht, ohne daß die bürgerliche Presse in allen Tonarten den Wert und die Bedeutung der politischen Rechte besingt: Allgemeines Wahlrecht, Wahlfreiheit, Preßfreiheit, Versammlungsrecht usw.

„Wenn Ihr solche Rechte habt, zu Teufel, weshalb revoltieren?“ — so fragt man uns — „verbürgen sie nicht die Möglichkeit aller nur denkbaren Verbesserungen, ohne die Notwendigkeit, zu den Waffen greifen zu müssen?“ Untersuchen wir einmal den Wert dieser Freiheiten von unserm Standpunkt, dem Standpunkt einer Klasse, die wenig Rechte, aber sehr viele Pflichten hat!

Wir behaupten nicht, wie man es so oft uns nachsagt, daß die politischen Rechte durchaus keinen Wert für uns haben. Wir wissen sehr gut, daß seit den Zeiten der Leibeigenschaft, ja, selbst seit dem vorigen Jahrhundert mancher Fortschritt sich verwirklichte.

Doch es gibt auch Rechte, wie das allgemeine Wahlrecht, Preßfreiheit usw., welche das Volk nie und nimmer in Gährung versetzen würden, weil es eben sehr gut herausfühlt, daß diese Rechte, die so außerordentlich geeignet sind, die herrschende Klasse, die Bourgeoisie, gegen die Gewalt von Regierung und Adel zu schützen, — im Grunde eben nichts sind als Werkzeuge der herrschenden Klasse, um ihre Herrschaft über das Volk zu handhaben. Diese Rechte haben nichts gemein mit den auf Taten beruhenden Rechten, vonden wir oben sprachen; sie gleichen ihnen nicht, weil sie in Wirklichkeit den Massen des Volkes keinen Schutz bieten. Wenn man gegenwärtig den ganzen Zierat noch mit dem pompösen Titel „politische Rechte“ bezeichnet, so geschieht dies darum, weil unsere politische Sprache nichts anderes ist, als ein unverständliches, sinnloses Geschwätz, erfunden von der Bourgeoisie in ihrem Nutzen und Interesse.

In der Tat, wie kann man von politischen Rechten sprechen, wenn es nicht das Mittel ist, die Unabhängigkeit, die Würde und die Freiheit derer zu sichern, die die Macht, ihr Recht selbst zu beschirmen, noch nicht besitzen? Welchen Nutzen hat solch ein Recht, wenn es kein Werkzeug zur Befreiung derer ist, die die Freiheit erstreben? Die Gambetta, Bismarck, Gladstone hatten gewiß keine Preß- und Versammlungsfreiheit nötig, sie schrieben was sie wollten, vereinigten sich mit ihren Getreuen und sprachen was ihnen beliebte. Sie brauchten einfach deshalb keine Freiheiten, weil sie frei waren. Wenn es nötig ist, jemandem die Freiheit der Presse und des Wortes zu garantieren, dann doch wohl nur denen, die nicht mächtig genug sind, ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Dies war denn auch der natürliche Ursprung aller politischen Rechte.

Von diesem Standpunkt stellen wir nun die Frage: Sind die politischen Rechte wirklich für die eingeführt, welche sie einzig nötig haben?

Gewiß nicht! Das allgemeine Stimmrecht kann manchmal bis zu einem gewissen Grade die Bourgeoisie schützen gegen die zentralisierte Macht der Regierung, ohne daß jene genötigt wäre, ihre Zuflucht zu regelrechter Gewalt zu nehmen. Es kann ferner dazu dienen, das Gleichgewicht herzustellen zwischen zwei Parteien, welche um den größten Einfluß kämpfen, ohne daß auch sie, wie es früher geschah, zur Gewalt greifen müßten. Doch dies Recht ist vollkommen wertlos, wenn es darauf ankommt, die Regierung umzustürzen, oder auch nur ihre Macht zu beschränken, die Herrschaft aufzuheben.

Das allgemeine Wahlrecht ist ein ausgezeichnetes Werkzeug zur friedlichen Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Beherrschten und Herrschern. Doch kann das beherrschte Volk irgend welchen Vorteil davon haben? Die Geschichte kann uns hierüber Aufklärung geben. So lange die Bourgeoisie fürchtete, das Stimmrecht würde in den Händen des Volkes zu einer Waffe werden, welche sich gegen ihre Vorrechte wenden könnte, hat sie es erbittert bekämpft. Doch als sie sich im Jahre 1848 überzeugen konnte, daß das allgemeine Wahlrecht in Wirklichkeit nicht zu fürchten war, sondern im Gegenteil wie ein Zaubermittel geeignet war, das Volk einzuschläfern, da nahm sie es mit Begeisterung an. Und jetzt ist die Bourgeoisie selbst der eifrigste Verteidiger dieses Rechtes. Weshalb? Weil sie erkannte, daß es eine großartige Waffe ist, die Macht in ihren Händen zu behalten, ohne fürchten zu brauchen, ihren Interessen zu schaden.

Dasselbe gilt von der Preßfreiheit. Welches war in den Augen der Bourgeoisie das schlagendste Argument, die Freiheit der Presse zuzugestehen? Ihre Ohnmacht! Jawohl, ihre Ohnmacht! De Girardin schrieb ein ganzes Buch über die Ungefährlichkeit der Presse. „Ehemals“, so sagt er in diesem Buch, „verbrannte man Hexen und Zauberer, weil man dumm genug war, an ihre Allmacht zu glauben; heute geschehen dieselben Dummheiten gegen die Presse, die man allmächtig wähnt. Doch diese Allmacht gibt es nicht. Die Presse ist genau so ungefährlich, wie die Zauberer des Mittelalters. Warum sie also verfolgen?“ Es ist lange her, daß dies Urteil ausgesprochen wurde. Und wenn jetzt Bürgerliche sich über Preßfreiheit streiten, welche Gründe sind es, die sie zu gunsten dieses Rechtes geltend machen? „Seht nach England, der Schweiz und Amerika, da ist die Presse frei, und doch ist dort die kapitalistische Ausbeutung besser entwickelt wie anderswo. Laßt nur gefährliche Theorien entstehen. Wir haben Mittel genug, ihre Stimmen zu ersticken, ohne daß wir gezwungen sind, unsere Zuflucht zu regelrechter Gewalt zu nehmen. Und wenn in erregten Zeiten die revolutionäre Presse eine Waffe wird, nun, dann ist es noch Zeit genug, sie unter dem einen oder dem andern Vorwand zu vernichten.“

Mit dem Recht der freien Vereinigung ist es nicht besser bestellt.

„Bewilligen wir ruhig die Freiheit der Vereinigung“, sagt die Bourgeoisie, „sie wird unsere Privilegien nicht schädigen. Wir haben uns nur vor geheimen Gesellschaften zu fürchten, die öffentlichen sind just das

beste Mittel, die geheimen zu unterdrücken. Werden in einem Augenblick der Ueberreizung die öffentlichen Vereinigungen zu gefährlich für uns, dann haben wir immer noch die Mittel in der Hand, sie zu unterdrücken, dann besitzen wir die Staatsmacht noch.“

Die Unverletzlichkeit des Hausrechtes — die mögt ihr, meintwegen in die Gesetzbücher niederschreiben und überall verkündigen“, sagen die Schläuen unter der Bourgeoisie. „Wir wünschen es nicht, daß die Agenten der Polizei uns in unserem Hause überraschen, doch wir richten ein cabinet noir“) ein, um Verdächtige zu beobachten, wir bevölkern das Land mit Spitzeln, wir halten ein Verzeichnis der Personen, die uns gefährlich erscheinen, und bewachen sie überall. Sehen wir etwa einmal, daß diese Unverletzlichkeit des Hausrechtes uns schädlich ist, — dann zum Teufel mit der Unverletzlichkeit, dann verhaften wir die Menschen in den Betten und nehmen Haussuchungen vor, um alles durchzustöbern. Handeln wir dann nur ganz brutal; wer etwa zu laut schreien und protestieren sollte, den sperren wir ein, und zu dem andern sprechen wir dann: „Was wollen Sie, meine Herren, Krieg ist Krieg.“ Ohne Zweifel wird man beistimmen.“

„Und das Briefgeheimnis? — sagt es, schreibt es und verkündigt es überall, daß der Brief unverletzlich ist. Wenn der Postmeister eines Dorfes aus Neugierde einen Brief öffnet, — enthebt ihn augenblicklich seines Amtes und nennt ihn einen ungehobelten Patron und Uebeltäter! Sorgen wir dafür, daß unsere gegenseitigen Geheimnisse, die wir in unsern Briefen uns mitteilen, nicht bekannt werden. Bekommen wir aber davon Wind, daß eine Verschwörung gegen unsere Vorrechte im Entstehen ist, dann öffne man die Briefe und stelle, wenn es not tut, dazu tausende von Beamten an. Sollte es aber jemand einfallen, dagegen zu protestieren, dann antworten wir unbekümmert, wie jüngst ein englischer Minister unter den Beifallsbezeugungen des Parlaments: „Ja, meine Herren, schweren Herzens und mit Widerstreben beschlossen wir, die Briefe zu öffnen, es blieb uns eben kein anderes Mittel übrig. Das Vaterland (das heißt Adel und Bourgeoisie) war in Gefahr!“

So sehen die sogenannten politischen Rechte aus. Die Freiheit der Presse und Vereinigung, die Unverletzlichkeit des Hausrechtes, wie die andern alle heißen mögen, sie werden nur so lange respektiert, als das Volk sie nicht gegen die privilegierten Klassen anwendet. Sobald man aber diese Rechte anwenden will, um die Privilegien zu beseitigen, wird man sie samt und sonders über Bord werfen.

Schwarz-Rot-Gold

von Heinrich Heine

Kann es ein aktuelleres Gedicht geben als dies vor 76 Jahren geschriebene von Heinrich Heine? Er nannte es in melancholischer Resignation nach den verkornten Revolutionstagen von 1848: „Michel nach dem März“. Sein Nekrolog wurde zum Prolog, sein Nachruf zur Vorausahnung unserer Tage. Prophetischen Gemüts sah er den Michel von heute.

So lang' ich den deutschen Michel gekannt,
War er ein Bärenhäuter;
Ich dachte im März, er hat sich ermannt
Und handelt fürder gescheuter.
Wie stolz erhob er das blonde Haupt
Vor seinen Landesvätern!
Wie sprach er — was doch unerlaubt —
Von hohen Landesverrätern.
Das klang so süß zu meinem Ohr
Wie märchenhafte Sagen,
Ich fühlte, wie ein junger Tor,
Das Herz mir wieder schlagen.
Doch als die schwar-rot-goldne Fahn',
Der altgermanische Plunder,
Aufs neu' ersah, da schwand mein Wahn,
Und die süßen Märchenwunder.
Ich kannte die Farben in diesem Panier
Und ihre Vorbedeutung,
Von deutscher Freiheit brachten sie mir
Die schlimmste Hiobszeitung.
Schon sah ich Arndt, den Vater Jahn —
Die Helden aus anderen Zeiten —
Aus ihren Gräbern wieder nah'n
Und für den Kaiser streiten.
Die Burschenschaftler allesamt
Aus meinen Jünglingsjahren,
Die für den Kaiser sich entflammt,
Wenn sie betrunken waren.
Ich sah das sündenergraute Geschlecht
Der Diplomaten und Pfaffen,
Die alten Knappen vom römischen Recht,
Am Einheitstempel schaffen. —
Derweil der Michel, geduldig und gut
Begann zu schlafen und schnarchen,
Und wieder erwachte unter der Hut
Von vierunddreißig Monarchen.

Und das ist sehr natürlich; der Mensch besitzt nur die Rechte, die er sich durch ernsten Kampf erworben hat, für die er jeden Tag bereit ist, mit ganzer Person einzutreten. Daß man in den Straßen unserer Städte nicht mehr Männern und Frauen die Peitsche fühlen läßt, wie es jetzt noch in Odessa geschieht, kommt daher, weil das Volk die Schergen in Stücke reißen würde, wenn es den Herrschenden einfallen würde. Daß sich kein Adeliger auf der Straße den Weg bahnt, indem seine Diener links und rechts Stockhiebe austeilen, kommt daher, weil man den Diener, der dies täte, auf der Stelle totprügeln würde. Daß ferner gegenwärtig auf der Straße und in öffentlichen Gebäuden

*) Cabinet noir = schwarzes Kabinet, zu Zeiten der Reaktion in Frankreich, das offizielle Bureau für das Öffnen von Briefschaften verdächtiger Personen. (Anmerkung des Uebersetzers.)

eine gewisse äußerliche Gleichheit herrscht zwischen Arbeitern und Unternehmern, ist darin begründet, daß dank der geschehenen Umwälzungen, sich ein Gefühl persönlicher Würde bei den Arbeitern entwickelte, das ihn nicht erlaubt, Beleidigungen seines Herrn zu dulden — doch nie deshalb, weil ihm etwa ein Gesetz dieses Recht verbürgte.

Es ist klar, daß in der gegenwärtigen Gesellschaft, die ja nur aus Herren und Knechten besteht, eine wahre Freiheit nicht existieren kann, sie kann nicht existieren, so lange es noch Ausbeuter und Lohnsklaven, Herrscher und Beherrschte gibt. Daraus folgt allerdings nicht, daß wir bis zu dem Tage, da die anarchistische Gesellschaft die bisherige ablöst, die Presse geknebelt wünschen wie in Oesterreich, das Recht der Vereinigung unterdrückt wie in Rußland, die Unverletzlichkeit des Hausrechtes eingeschränkt wie in der Türkei. Gerade weil wir Sklaven des Kapitals sind, verlangen wir das Recht, zu schreiben und zu drucken was uns gefällt, das Recht uns zu versammeln und zu organisieren wie es uns gut dünkt, einzig und allein um das Joch des Kapitals zu zerbrechen.

Doch ist es hohe Zeit, daß wir verstehen lernen, daß keine gesetzliche Verordnung uns in den Besitz dieser Rechte einsetzen kann. Sie werden uns nicht verbürgt durch einen Wisch Papier, der durch die geringste Laune unserer Herren zerrissen werden kann; die Wahrung und Bürgschaft für die Erhaltung dieser Rechte liegt einzig und allein bei uns selbst. Wenn wir eine Macht sind, fähig, Achtung vor unserm Willen zu erwecken, dann wird es auch möglich sein, Respekt vor unsern Rechten zu erreichen.

Wollen wir das Recht haben, zu sprechen und zu schreiben was uns beliebt, das Recht, uns zu versammeln und uns zu organisieren. Wohlan! Dann werden wir nicht im Parlament um Erlaubnis fragen, die Freiheit nicht durch ein Gesetz von der Regierung erbetteln. Organisieren wir uns zu einer Macht, die imstande ist, den Unterdrückern die Zähne zu zeigen, wenn sie unverschämt genug sind, unser Recht auf Schrift-, Rede- und Koalitionsfreiheit zu beschränken. Seien wir stark, und wir können versichert sein, daß niemand es wagen wird, uns das Recht zu sprechen, zu schreiben, zu drucken und uns zu vereinigen, zu nehmen. Wenn es uns gelingt, so viel Bewußtsein in der Masse zu erwecken, daß sie unter Umständen mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit bereit ist, für ihre Rechte einzutreten und sie sich zu erkämpfen, dann wird man es nicht mehr wagen ihre Rechte anzutasten, oder viele andere zu verweigern, die sie zurückverlangen wird. Dann, und nur dann werden wir diese Rechte wirklich erringen, während wir um sie sonst noch jahrzehntlang in den Parlamenten betteln würden. Dann werden uns diese Rechte sicherer verbürgt sein, als wenn sie von Zeit zu Zeit von neuem auf einen Fetzen Papier geschrieben werden.

Die Rechte kommen nicht von selbst, man muß sie sich erkämpfen.

Menschen a. D.

Wir gehen herrlichen Zeiten entgegen . . .

1930: Jeder zweite Beamte und Angestellte ein Unteroffizier.

Im Reichstag, des deutschen Volkes Quasselbude, kam in richtiger Reihenfolge nach der Beratung über den Verkehr mit Vieh und Fleisch, die Beratung über den Verkehr mit Menschen a. D., mit den sogenannten „Soldaten“. Nach dem Wehrmacht-Versorgungsgesetz haben alle Reichswehresoldlinge,

sobald sie im Besitz des Zivildienstscheines sind, Anrecht auf Anstellung bei Reichs-, Landes- und Kommunalbehörden!!!

Da auch die Stellen der gemischt-wirtschaftlichen Kommunalbetriebe und auch die Krankenkassen bis zu 50% von den Militärärzten besetzt werden sollen, so bedeutet das, daß jeder zweite Angestellte vorgenannter Behörden in Zukunft ein Rekrutenschinder ist. Die Kasernenhofschmauze wird also jetzt wieder bei den Behörden einziehen und das Publikum „abfertigen“ wie zu Zeiten Wilhelms, des Fahnenflüchtigen.

Das Gesetz wurde gegen die Stimmen der Kommunisten, mit den Stimmen der Sozialdemokraten angenommen!!! Macht man weiter so!

Tüchtige Beamte!

„Schutz“polizisten als Straßenräuber.

Wieder standen Gummiknüppelgardisten, diesmal keine Sittlichkeitsverbrecher oder Lustmörder, sondern „nur“ Straßenräuber unter Anklage. Was für eine „Ordnung“ bei den Ordnungshütern herrscht, ersieht man daraus, daß einer der Angeklagten bei der Polizei als Wachmeister eingestellt wurde, trotzdem er bereits wegen schweren Straßenraubes mit fünf Jahren Zuchthaus vorbestraft war!

Es handelt sich um einen von vier Polizeibeamten ausgeführten Raubüberfall auf einen Autobus im Jahre 1921. Die sonst so findigen Behörden brauchten 4 (vier) Jahre (!) zur Aufdeckung des Verbrechens, und jetzt erst verurteilte das große Schöffengericht Lichtenberg die ehemaligen „Schutz“-leute zu 5, 6 und 9 Jahren Zuchthaus.

Der vorgesetzten Behörde war besonders der aktive Polizeiwachmeister Bruno Stilek als „außerordentlich tüchtig“ bekannt.

Die Stimme der Frau . . .

Raus die Gefangenen

Von Berta Lask.

Bruder, wenn du nachts
In deinem Bett aufwachst
Und denkst nicht an mich,
Der einsam auf der Pritsche liegt,
Trinkst du mein Blut.

Bruder wenn du morgens
An der Maschine stehst
In der Fabrik,
Wo ich neben dir stand
Und denkst nicht an mich,
Der hinter Mauern und Gitter hockt.
Trinkst du mein Blut.

Bruder, wenn du Feierabends
Durch die Straßen gehst
Oder vor die Stadt

und mit frischer Luft deine Lunge füllst.
Und denkst nicht an mich,
Der ohne Luft —, ohne Licht
In dumpfer Zelle sitzt,
Trinkst du mein Blut.

Brüder, wie lange wollt Ihr noch
Mit stumpfen Sinnen, mit trägem Herzen
Uns in den Zellen verkommen lassen,
Uns, Blut von eurem Blut,
Fleisch von eurem Fleisch?

Brüder, wann kommt Ihr
Alle Zusammen,
Mächtige Schar
Und macht uns frei?

Die freie Liebe

Von Madeleine Vernet.

Ist es denn überhaupt noch notwendig, nach Beweisen zu suchen, daß die Liebe nur existieren kann, wenn sie frei ist. Die Maler stellen sie uns als schönes, beflügeltes Kind dar. In ihren heiteren, schwärmerischen oder auch traurigen Gesängen zeigen die Dichter sie uns als launenhaft, flatterhaft, unbeständig immer auf der Suche nach neuen Gesichtskreisen, neuen Erlebnissen.

„Die Liebe von Zigeunern stammt . . .“
(„Carmen.“)

Und das ist wahr. Niemand von uns kann die Beständigkeit der Liebe bejahen. Sie ist mehr denn alle anderen Empfindungen des menschlichen Wesens unbeständig und untreu, weil sie nicht nur eine bloße Herzensneigung, sondern auch ein sinnlicher Wunsch und ein physisches Bedürfnis ist.

Daß man die Liebe nur nicht mit der Ehe verwechselt! Die Ehe ist ein sozialer Vertrag, die Liebe ist ein Naturgesetz. Die Ehe ist ein Kontrakt, die Liebe ein Kuß. Die Ehe ist ein Gefängnis, die Liebe ein Aufblühen, eine Herzensergießung. Die Ehe ist die Prostitution der Liebe. Damit die Liebe sich ihre Schönheit und Würde bewahre, muß sie frei sein; sie kann nur frei sein, wenn sie von ihrem einzigen Gesetze geleitet wird, und es kann in diesem Falle weder moralische noch materielle Bestimmungen geben: Zwei Menschen, welche sich lieben und den Wunsch haben sich gegenseitig zu besitzen, sagen es einander, sie müssen das Recht haben, sich einer dem andern hinzugeben, ohne daß ein Dritter mit irgend einer fremden Ursache dazwischentritt.

Ebenso muß ihnen die absolute Freiheit gelassen werden, sich mit dem Tage zu trennen, wo sie nicht mehr das Bedürfnis haben sich zu besitzen. Ich sage nicht mit dem Tage, wo sie sich nicht mehr lieben, aber mit dem Tage, wo sie aufhören, sich zu begehren, denn man muß genau unterscheiden, zwischen Lieben und Begehren. Man kann aufgehört haben eine Frau zu begehren, kann sie aber immer noch lieben. Man kann nichts mehr wissen wollen von der Geliebten, aber immer noch der Freundin treu bleiben. Dieses ist ein psychologischer Fall, so gut bekannt, daß ich nicht darauf eingehen brauche. Ich will ihn nur insoweit behandeln, als er das Weib betrifft.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das sexuelle Leben eines Weibes gleich Null ist, oder es ist dem des Mannes — legal oder illegal — untergeordnet, welchen es gewählt hat. Es muß leben und empfinden durch ihn. Es muß aufgelegt sein, wenn er es ist und neutral bleiben, wenn er kein sexuelles Bedürfnis empfindet.

Bis zum heutigen Tage glaubte der Mann, daß er nur allein über das sinnliche Empfinden zu bestimmen habe, und weigerte sich stets, im Weibe ein Wesen zu sehen, welches physisch und moralisch genau so organisiert ist wie er selber. Es ist diese Frage, welche ich zuerst in dieser Studie über die freie Liebe näher behandeln will.

Um die großen Naturgesetze genau zu studieren, ist es notwendig, wieder auf die primitivsten Formen zurückzukommen, und man muß sich das Tierleben in der Natur genauer ansehen. Nun gut, in der Natur hat das weibliche Geschlecht sein eigenes sexuelles Leben. Es hat seine eigenen sexuellen Bedürfnisse und Wünsche, welche es mit derselben Freiheit und Regelmäßigkeit befriedigt, wie das männliche Geschlecht. Und niemand wird bestreiten, daß die physiologischen Gesetze für den Menschen dieselben sind, welche die Tiere regieren. Warum also will man in diesem Falle nicht die gleiche physiologische Aehnlichkeit zwischen dem Weibe und dem Tiere anerkennen, wie man es doch schon getan hat zwischen dem Manne und dem Tiere?

Warum verweigert man dem Weibe sein eigenes sexuelles Leben? Warum macht man die Liebe zum ausschließlichen Bedürfnis des Mannes?

Da sich der Mann über diese Frage sowie über alle anderen zum Herrn aufgeworfen hat, so hat er stets geantwortet: Weil das Weib keine Bedürfnisse hat, weil es nicht „wünscht“, weil es nicht leidet unter der Verhinderung der fleischlichen Befriedigung. Aber was weiß er, den Mann davon, wenn das Weib Bedürfnisse hat? Wer anders als das Weib selbst hat darüber zu urteilen und zu bestimmen? Ich habe noch immer der Ausspruch eines Arztes im Gedächtnis, welcher sagte: „Das Zölibat der Frau ist ebenso monströs (ungeheuer) wie das eines Pfaffen. Die Frauen zur Enthaltensamkeit zu verurteilen, ist eine Unbilligkeit, denn das heißt die vollständige Entwicklung des weiblichen Wesens verhindern.“

Also nach dem Ausspruche dieses Arztes hemmt die lang erhaltene Jungfernschaft die geistige sowie körperliche Entwicklung des Weibes. Wenn vielleicht wirklich Frauen existieren sollten, sogenannte kalte, die keine sinnlichen Verlangen haben, was beweist das übrigens? Ebenso gibt es Männer ohne Sinnlichkeit, aber es ist nicht die Mehrzahl, und es sei mir gestattet zu behaupten, daß es auch nicht die Mehrzahl der Frauen ist, welche die Liebe zurückweisen. Uebrigens, infolge der Erziehung, welche die Frau heutzutage erhält, ist sie selbst nicht in der Lage, ihre Empfindungen und Bedürfnisse richtig zu beurteilen.

Sie analysiert nicht ihr inneres Leben und leidet oft ohne zu wissen warum. Eine üppige, gesunde Jungfrau, der heißes Blut in den Adern rollt und ihre Lippen rötet, dürste kaum wissen, daß es ihre Jungfernschaft ist, welche sie nervös, träumerisch und unruhig macht. Sie weiß vielleicht nicht, daß es das Liebesbedürfnis ist, weshalb sie oft ohne Grund weint oder lacht. Aber es ist deshalb weniger wahr, weil sie keine Erklärung für all diese Vorgänge hat, daß es das natürliche Gesetz der Liebe ist, welches hier arbeitet?

Alles was sie hier ignoriert, wird ihr in der Ehe auf eine rohe Art und Weise zum Bewußtsein gebracht werden. Sie wird blind in die Ehe gegangen sein aus dem einfachen Grunde, um zwei wiegende Arme oder Unterkunft zu finden; dann endlich, wenn sie alles „wissen“, eingeweicht in das sexuelle Leben, wenn ihr Fleisch lebendig geworden sein wird, dann wird sie sich vielleicht bewußt, daß sie an einen Mann gebunden ist, welchen sie nicht mehr liebt. Und dann gemäß ihrem Temperament wird sie sich den suchen, den sie liebt, oder sie wird sich den ehelichen Pflichten unterwerfen. Wenn sie sich unterwirft, wenn sie die ehelichen Pflichten ohne Liebe übernimmt, wenn sie selbst sich und den andern vorredet, sie empfinde kein fleischliches Bedürfnis, wird sie einfach sich und die anderen täuschen.

Das Bedürfnis nach Liebe war bei ihr vorhanden, aber nachdem es weder die nötige Anregung noch die nötige Entfaltung gefunden hat, ist es verkümmert und eingeschlafert. Hätte diese Frau frei sehen können, hätte sie den verlassen, der ihren Wünschen nicht entsprach und den gefunden, welcher ihrer Natur besser zugesagt hätte, dann wäre sie wahrscheinlich kein sogenanntes kaltes Weib geworden.

Nach den heutigen Sitten ist es einem Manne viel leichter, zu beurteilen ob er „kalt“ ist oder nicht. Er kann seinen Begierden freien Lauf lassen und nachdem er in den Armen von verschiedenen Weibern gelegen hat, kann er mit gutem Gewissen beurteilen, ob er für oder gegen die Sinnlichkeit ist. Aber die Frau, welche verurteilt ist, nur einen einzigen Mann zu kennen, kann in Wirklichkeit nicht sagen, ob sie nicht in den Armen eines anderen Mannes das gefunden hätte, was sie bei diesem vermisse. Es ist also unmöglich, die Frauen vom Standpunkte der Sinnlichkeit zu beurteilen. Betrachtet man dessen ungeachtet die Tierwelt, so wird man sehen, daß die Abnormalität, die sexuelle Unempfindlichkeit sehr selten bei den Weibchen zu finden ist. Man findet sie nie bei den wild lebenden Tieren, und wenn sie hin und wieder bei den Haustieren vorkommt, so sind diese nur durch die Zähmung verstümmelt worden. Wir können übrigens feststellen, daß, wenn man einer Hündin die Gelegenheit nimmt, ihre sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen, man sie auch gleichzeitig um den vierten Teil ihrer Lebensdauer bringt. Und wenn das Weib normal lebte, wenn es nicht auch durch physischen und moralischen Zwang verstümmelt wäre, würden die „kalten“ Weiber zu den Seltenheiten gehören. Selbst wenn es nur fünfzig Prozent von Weibern gäbe, die wirklich sinnliche Bedürfnisse haben, so glaube ich, daß die fünfzig anderen das Recht auf ein vollständiges Leben beanspruchen können, und es ist ganz einfach ungerecht, sie zur Verstümmelung eines Teiles ihres Selbst zu verurteilen, aus dem einfachen Grunde, weil es fünfzig andere gibt, die mit ihrem Lose vollständig zufrieden sind.

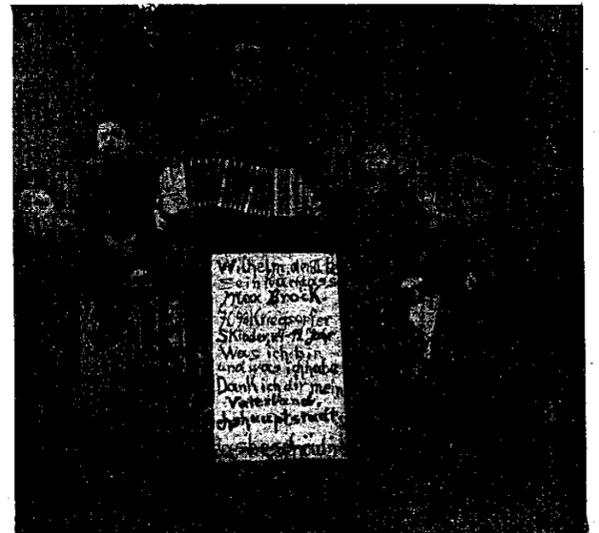
Die Freiheit in der Liebe für das Weib ebenso für den Mann, ist weiter nichts als der einfachste Grundsatz der Gerechtigkeit. Das würde nicht die „Kalten“ zwingen, leidenschaftlich zu werden, aber die Leidenschaftlichen würden nicht mehr unter dem Zwange der üblichen sozialen Gesetze zu leiden haben.

Ich habe zu Anfang gesagt, man dürfte nicht Liebe mit Ehe verwechseln. Nun gut, ehe ich das physiologische Gebiet verlasse, gehe ich mit meinen Behauptungen noch viel weiter und sage, man darf auch nicht Liebe mit Verlangen verwechseln. Die Liebe ist das

vollständige Ineinanderaufgehen zweier Gehirne, zweier Herzen, zweier Leidenschaften. Das Verlangen ist weiter nichts als die Laune zweier Oberhäute, die dasselbe Wollustfieber vereinigt. Nichts ist unbeständiger als das ungestüme Verlangen, und dennoch entgeht ihm keiner von uns. Wenn alle Frauen aufrichtig mit sich selber sein wollen, werden sie eingestehen, daß es ihnen manchmal vorgekommen ist, sich einem völlig unbekanntem Manne hinzugeben, welchen sie nur wenige Stunden gesehen hatten, selbst nur wenige Augenblicke, ohne seinen Charakter noch seinen Namen zu kennen. Ein einziger Händedruck, ein einziger Blickwechsel, selbst ein einziges Wort genügt oft, das Verlangen hervorzurufen; und ob sie will oder nicht, die Frau, in welcher dieses Verlangen wach wurde, wird diesem völlig unbekanntem, ihr nicht gehörendem Manne angehören und wird ihn am andern Tage schon vergessen. Wir können unser Verlangen ebensowenig wie den Hunger unterdrücken. Alle beide sind eng mit unserem physischen Wesen verbunden, sie sind eines wie das andere das Resultat von zwei natürlichen legitimen Bedürfnissen; und der Hunger läßt sich nicht unterdrücken, er will gestillt sein. Ich beharre auf der Behauptung, daß Liebe und Verlangen verschiedene Dinge sind, trotzdem man geneigt ist, beide zu verwechseln, eins dem andern nahe zu bringen; und diese Verwechslung führt oft zu unangenehmen (traurigen), bedauernswerten Resultaten. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach! — sagt uns schon die Bibel. Gewiß, ja, das Fleisch ist schwach. Welche Zeit braucht es, um das Verlangen zur Ausführung zu bringen? Und ist dieser Akt immer freiwillig und wissentlich ausgeführt worden? Es gibt Stunden, wo die Kenntnis der Wirklichkeit verschwindet, wo nichts in uns existiert als die momentane Empfindung. Diejenigen, die mitten in, umgeben von der Natur gelebt haben, wissen sehr genau: Wenn im Frühling der Saft in die Zweige steigt, wenn das volle Leben überall hervorsprudelt, Erde, Sonne, Gehölz, Pflanzen neu verjüngt erscheinen, so regt sich auch das Verlangen in uns und schwellt die Brust. Und an den schwülen Sommerabenden, heiß und parfümiert, wer wollte es da noch leugnen, daß an diesen Abenden das Wollust-Bedürfnis nicht ein viel stärkeres sei?

Doch genug, die Heißblütigen, Temperamentvollen, die an stillen Abenden allein waren, könnten euch etwas davon erzählen, was sie alles gelitten haben. Wenn es die Stunden gibt, wo die Sinnlichkeit unerfüttert auf uns einwirkt, so ist es auch nicht zu verwundern, daß das Fleisch schwach ist, und es genügt dann, daß der Zufall den Vermittler spielt und zwei Menschen von verschiedenem Geschlecht zusammenführt. Alles dies aber ist nichts weniger als Liebe, weiter nichts als Verlangen. Das Verlangen hat wohl manchmal den Anschein von Liebe, aber nachdem es einmal gestillt ist, bleiben die beiden Menschen doch einander völlig fremd und sie gehen dann auseinander ganz ohne Bedauern, genau so wie ein Hungeriger ohne ein solches von einer vollen Tafel geht, nachdem sein Hunger gestillt ist. Ich möchte mich aber dagegen verwahren, daß man aus diesem Satze etwa den Schluß zöge, daß ich dieses Verlangen verwerfe. Warum sollte ich es auch verdammen, da ich doch soeben gezeigt habe, daß es sehr eng verbunden ist mit unserem sexuellen Leben, und eine ganz natürliche Begleitererscheinung desselben ist. Ich wollte nur einfach den Unterschied zwischen Verlangen und Liebe zeigen.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)



Der Dank des Vaterlandes

(Unsere Verfassung garantiert jedem das „Recht auf Arbeit“)

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Bestellschein.

An den Verlag

„Die schwarze Fahne“

Berlin C 2

Parochialstraße 29

Aus der Internationale

Brief aus

Amerika

Amerika die große Demokratie war das erste Land mit einer freien bürgerlichen Verfassung. War und ist das Vorbild der Republikaner und Demokraten Europas. Amerika ist das Land, indem jeder Amerikaner Präsident werden kann! In dem jeder vom Stiefelputzer zum Millionär aufsteigen kann! Jährlich verlassen tausende müde gehetzter, ausgesogener Proletarier Europa, in dem Glauben, ihre letzte Hoffnung auf Lebensglück in Amerika erfüllt zu sehen. In Amerika, dem Lande der reichsten Menschen der Welt. In Amerika, wo es angeblich keine Standesunterschiede gibt, wo die „reinste Demokratie“ blüht. Aber die reinste Demokratie ist zugleich die reinste kapitalistische Ordnung. Gerade diese „Freie“ Republik bringt die wahre Blüte des Kapitalismus. Aber noch ist die Erkenntnis über das kapitalistische System nicht bis aufs Letzte in der proletarischen Klasse verankert, noch besteht der Glaube an die persönliche Minderwertigkeit deutscher Kapitalisten, gegenüber denen in der großen Demokratie jenseits des Wassers. Diese aber sind nur 10 Prozent gerissener, und die Kapitalisten Europas sind häufig bemüht von ihnen zu lernen. Die Unwissenheit ist es, die jährlich tausende Proletarier in die Treitmühle Amerika laufen läßt. Auf den Landstraßen Amerikas verrecken sie, in den Bergwerken und Fabriken werden sie aufgebraucht bis zum letzten Reste ihrer Kraft. Menschenmaterial ist im Ueberfluß vorhanden, mit ihm braucht nicht gespart zu werden. Wir hören nichts mehr von jenen, die drüben hoffnungslos zugrunde gehen. Die wenigen, die der Zufall begünstigt, oder besser, die einiges Geld mitbrachten, Bekannte oder Verwandte drüben hatten, die wenigen die ein auskömmliches Dasein fanden, schreiben in die Heimat und schneiden noch stolz auf. Von den anderen berichtet nur selten irgendeiner. Wir bringen hiermit die Veröffentlichung einer Reihe von Briefen aus dem Lande, wo jeder das Recht hat zu verhungern, wo das Betteln dem Reichen wie dem Armen verboten ist. Mögen diese Briefe dazu beitragen dem Kapitalismus die Maske der Demokratie, der freien Verfassung und ähnlichen Spuk vom Gesichte zu reißen.

H. J.

Man macht sich in Europa sicherlich ein falsches Bild über das reiche Amerika. Gewiß ist dieses Land fabelhaft reich, aber das heißt noch lange nicht, daß der Durchschnittsamerikaner reich ist. Im Gegenteil. Der Durchschnittsamerikaner ist arm, d. h. er verfügt durchschnittlich über kein erspartes Geld. Das Lebensniveau ist verhältnismäßig hoch, das heißt die Leute haben hier entwickelte materielle Bedürfnisse, insbesondere in Nahrung, Wohnung und Kleidung; aber das Einkommen steht durchschnittlich in keinem Verhältnis zu diesen Bedürfnissen. Diese Bedürfnisse sind durch Reklame und Geschäftsmethoden künstlich in die Höhe getrieben worden. Der durchschnittlich naive Amerikaner wird durch verlockend aussehende Kredit- und Abzahlungsmethoden zu Ankauf von allem möglichen und unmöglichen Unsinn verlockt. Abzahlungen von 1 Dollar die Woche für Brillanten, Auto und sonstigem Luxus sind üblich bei gewaltig gesteigertem Preis natürlich. Einige statistische Zahlen die ich letztem gelesen habe, fallen stark in die Augen. Ich glaube, daß das Durchschnittseinkommen in Amerika sicherlich unter 18 Dollar die Woche beträgt. In Mittelwesten, wo ich früher war ist es darunter. Im Osten um New-York herum ist es höher. Hauptindustrie in New-York ist die Nadelindustrie mit absolut jüdischen Arbeitern und jüdischen Unternehmern. Die mehr fortgeschrittenen jüdischen Arbeiter haben sich hier ein gut entwickeltes Gewerkschaftssystem aufgebaut, das die Löhne in die Höhe trieb. Außerhalb dieses Kreises gibt es praktisch keine Gewerkschaften und die Löhne werden tief gehalten. 18 Dollar die Woche bei amerikanischen Preisen und amerikanischen Bedürfnissen ist außerordentlich gering und es ist ein Rätsel wie eine solche Familie leben kann. Es ist nur erklärlich daß hier die Kinder schon im frühesten Alter zur Arbeit gehen und mithelfen. Wenn man bedenkt, daß die Vereinigten Staaten ca. 110 Millionen Einwohnern haben, dann wirst Du verstehen, was die folgende Zahl bedeutet. Nur etwa 500 000 Leute haben ein Einkommen von 3500—5000 Dollar im Jahr. Nur, ich erinnere mich nicht mehr genau, etwa 80 000 haben ein Einkommen von 5—10 000 Dollar. Nur ca. 1 1/2 Millionen verdienen von 2500—3500 Dollar. Der Rest ist unter 2500 Dollar jährlich. Natürlich es gibt auch Einkommen von 1—5 Millionen Dollar jährlich aber diese Zahl kann man an den Fingern abzählen und jeder amerikanische Schulbube kennt diese Leute und träumt es ihn nachzumachen. Es wird ihnen in den Schulen so in den Kopf gebohrt, daß alle Möglichkeiten ihm offen stehen. Bedenke diese Wahrscheinlichkeit von 10 oder 12 zu 110 Millionen. Großartig, wirklich, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“.

Der Reichtum ist also tatsächlich in sehr wenigen Händen konzentriert. Das weiß das offizielle Amerika. Es weiß auch die Gefahren, die damit verbunden sind, sobald das der Masse zum Bewußtsein kommt und hat deshalb jetzt eine sehr geschickte Propaganda eröffnet für „Allgemeinen Besitz der großen Gesellschaften und Unternehmungen in den Händen der Angestellten und des großen Publikums“. Das wird durch Verkauf von Aktien an die Angestellten und an das Publikum erreicht. „Jeder Amerikaner soll ein Kapitalist werden. Lösung der sozialen Frage ohne Sozialismus und Revolution. Eine sehr geschickte

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Ich abonniere die Wochenschrift: „Die schwarze Fahne“ und zwar monatlich für 80 Pfg. — vierteljährlich für 2,40 Mk. bei portofreier Zusendung.

Betrag sende ich im voraus ein.
Betrag bitte per Nachnahme einzuziehen.

Name:

Ort:
und Straße

Adresse:

(Nicht gewünschtes durchstreichen!)

Herausgegeben vom Verlag Freie Jugend, Berlin C2 — Verantwortlich: Ernst Friedrich — Druck: Hans Markert, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 20-22

Belgien

Nach der Lektüre der fremden Zeitungen scheint es, als ob die Alliierten dank dem tapferen Belgien und dem heiligen Herzen Jesus als Sieger aus dem Massenschlachten hervorgegangen seien, und als ob von allen kriegführenden Ländern dieses kleine Land allein furchtbar gelitten hätte und gegenwärtig an den schrecklichen Folgen kranke.

Wie sieht es in Wirklichkeit aus? Nach dem Waffenstillstand hat man dem belgischen Proletariat einige Vergünstigungen gewährt: Allgemeines Wahlrecht, Achtstundentag, höhere Löhne usw. Aber leider sind diese Vergünstigungen von geringer Bedeutung, sie sind Stück für Stück täglich zurückgenommen worden. Das allgemeine Wahlrecht wurde nichtig durch außerordentliche Senatoren. Der Achtstundentag wurde sabotiert, entweder „freiwillig“ durch die Arbeiter oder durch einschränkende Gesetze. Die Erhöhung der Löhne wurde ausgeglichen durch die Verteuerung der Lebenshaltung. Die zahlreichen Lustbarkeiten, wie die der öffentlichen Vergnügungsplätze nehmen die Freizeit der Arbeiter in Anspruch, während dessen die Politiker Macht und Einfluß des Proletariats immer mehr begrenzen.

Das große Massenschlachten war ein Unglück nur für das Proletariat, denn die Kapitalisten, gleich obsiegreiche oder besiegte, haben ihr Vermögen um das zweifache, fünf- und zehnfache vermehrt!

Kurz, der große Sieg der Alliierten ist ein Pyrrhus-Sieg, er läßt die Sieger für die Besiegten zahlen. Deutschland ist militärisch, ökonomisch, finanziell und reaktionär-politisch nicht besiegt.

Die Hauptaufgabe des Proletariats aber ist es, mit allen Mitteln den Kampf gegen jeden Staat zu führen.

Ein Belgier.

(Uebersetzt aus Le Reveil, Genf.)

Parole zweifellos und ein sehr gutes Geschäft nebenbei. Die guten „Vorzugsaktien“ bleiben in den alten Händen. Das Publikum gibt die Ersparnisse für einen Lappen Papier und ist glücklich dabei. Fortwährend posant irgend eine Gesellschaft in die Welt hinaus, daß die Zahl der „Kleinaktionäre“ sich stark vergrößert hat. Kleinaktionäre, das ist überhaupt eine ideale Lösung. Der Kleinaktionär hat keinen Einfluß auf den Geschäftsgang, er trägt das Risiko, und ist bei Wahl gegen das „Gift“ des Bolschewismus. Die Bewegung scheint sich tatsächlich auszubreiten. Bald wird jeder Durchschnittsamerikaner irgend eine armselige Aktie, in seinem Besitz haben, und was so eine armselige Aktie psychologisch für einen Einfluß ausübt auf Geist und Gemüt, das kann man sich kaum vorstellen. Besonders bei der naiven Mentalität des durchschnittlichen Amerikaners.

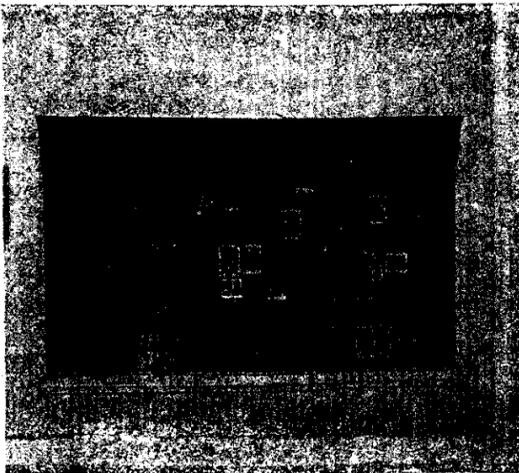
Ich denke, daß Du auch ein bißchen liest über den Prozeß da in Tennessee. Wenn man die Berichte und Reden liest, so greift man sich an den Kopf. Ich habe manches Dir schon geschrieben über diese Mentalität, aber trotzdem glaube ich selbst nicht, daß etwas möglich sei. Es ist wahrhaftig Mittelalter. Es ist Mittelalter hier. Und kannst Du Dir diese Harmonie vorstellen, moderne Technik, moderner Kapitalismus ins Mittelalter versetzt. Das ist es, was man sofort fühlt wenn man hier rüberkommt, und so kann einem schon ein bißchen übel werden, wenn man plötzlich ein paar hundert Jahre in der Geschichte zurückgeworfen wird. Daher das gewaltige Heimweh nach Europa, das einem packt, ein Heimweh nach Kultur, nach Menschen, nach anderem Leben.

Die sittliche Erneuerung des Krieges zeigen folgende Zahlen:

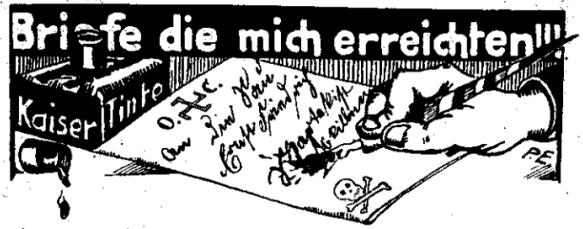
In Preußen kamen 1912 an Verbrechen Jugendlicher im Alter von 12 bis 18 Jahren 45 958 Fälle zur Aburteilung. Im Jahre 1919 stieg diese Zahl auf 152 000.

Die Anzahl der rechtskräftig verurteilten Personen in Preußen stieg von 1,2 Prozent im Jahre 1912 auf 3,2 Prozent im Jahre 1920.

Aus einem Flugblatt des Jungproletarischen Bundes.



Das Schaufenster des Verlages „Freie Jugend“ nach der polizeilichen, gewaltsamen Entfernung der Anti-Kriegsbilder des Buches „Krieg dem Kriege“



Antwort

der Schriftleitung an eine anonyme Briefschreiberin.

Sie haben sich am Alexanderplatz eine „Schwarze Fahne“ gekauft und mir darauf einen Brief geschrieben, den ich wegen Raummangel erst in nächster Nummer veröffentlichen kann, mit einer entsprechenden Antwort. Leider kann ich aus ihrer verärgerten Schreibweise nicht entziffern, ob Sie 17 oder 70 Jahre sind, ob Sie sich in den geistigen Pubertäts- oder Wechseljahren befinden? Das ist immerhin nicht unerheblich für die Beurteilung der geistigen Verfassung Ihrer werten Person und demzufolge für meine Antwort.

Ein anderer Brief aus Oesterreich

Liebwerter Kamerad Ernst Friedrich!

Wir glauben eine angenehme Pflicht zu erfüllen, wenn wir Dir zu Deinem Meisterwerk „Krieg dem Kriege“ herzlichst gratulieren.

Es ist wirklich ein Buch, einzig dastehend, welches selbst noch auf Menschen, die nicht lesen können, seinen Eindruck und Zweck erfüllt.

Auch das Blatt „Freie Jugend“ ist eine Zeitung, welche verdienen würde in millionenfacher Auflage zu erscheinen.

Würde es von jedem um das nackte Leben und Fortschritt kämpfenden Menschen gelesen und verstanden werden, so könnten wir von unserem so herrlichen Endziel nicht mehr weit entfernt sein. Freie Jugend ist ja wirklich ein hochwertvolles Objekt, eine furchtbare Waffe gegen die konzessionierten Volksbetrüger, Staat, Parlamentarismus, Militarismus und ähnliche Schweinereien die mit dem Staat zusammenhängen und mit ihm enden werden zum Wohle der Menschheit. Wir sind überzeugt, daß Dein unermüdliches Streben und Deine Leiden, die Du für Deine harten und heißen Freiheitskämpfe geerntet hast, nicht vergebens sein werden und der Samen den Du gesät, doch gute Früchte bringen wird. Wir können versichern, mag kommen was immer kommen mag, wir werden stets mit Dir fühlen und versuchen die schönen Ideen des Anarchismus zu verbreiten, soweit es bei unserem bescheidenen Wissen und Kraft überhaupt möglich ist.

Mit revolutionären Grüßen die Kameradinnen und Kameraden des Bundes herrschaftsloser Sozialisten der Republik Staufner Ferdinand, Anny Staufner, Engelbert Prandi, Anna Pilz, Alois Witzlsteiner, Hans Höllwerth, Anny Pilz, Heisl Anton, Franz Stadler, Hans Eckermann.

Unsere republikanische Verfassung in Theorie und Praxis

a) Die Theorie:

Artikel 118 der Verfassung lautet:

„Jeder Deutsche hat das Recht innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern.“

b) Die Praxis:

Die nervenschwache deutsche Polizei

Sofort nach Erscheinen der 1. Auflage des Werkes: „Krieg dem Kriege“, von Ernst Friedrich, verbot die Berliner Polizei den Arbeiter-Buchhandlungen, die Bilder aus diesem Buch im Schaufenster öffentlich auszustellen.

Da die Buchhandlung des Verlages „Freie Jugend“ dagegen protestierte und die Bilder nicht freiwillig aus dem Schaufenster entfernte, kamen zwei preussische Polizisten und ein Kriminalbeamter und entfernten gewaltsam, mit dem Seitengewehr, diese Bilder. Ueber diese „Tat“ stellte die Polizei folgende Quittung aus:

Handwritten note:
Berlin, den 21. 9. 19
Quittung
77 Bilder, welche aufgefunden wurden
an den Schaufenstern einiger Buchhändler
sind dem Verleger des Buches
„Krieg dem Kriege“ übergeben, Jahrgang 1919
Hoffmann
P. Hey, pol. off.

Die gesamte friedensfreundliche Presse und Öffentlichkeit legte sofort Protest ein gegen diese Polizei-Politik, und nur diesem Umstande ist es wohl zu verdanken, daß die deutsche pazifistische Republik nicht als erste das Anti-Kriegsbuch verboten hat.

Sämtliche Illustrationen sind aus dem Buch: „Krieg dem Kriege“, von Ernst Friedrich.

XX 457



Die Sittlichkeit in Gefahr



457

Nr. 4 — 1925

Preis 20 Pf

Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Erscheint am 1., 10. und 20. jed. Monats. — Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“. — Redaktionsschluß am 5., 15. und 25. jeden Monats.

Man abonniert durch den Verlag, Berlin C. 2, Parochialstr. 29. Abonnementpreis: Monatlich 50 Pf., vierteljährlich 1,50 Mk. bei portofreier Zusendung.

Schweiz
Auslieferung:
„Freie Jugend“, Bern
Tscharnierstr. 14
Postscheck: III 2533

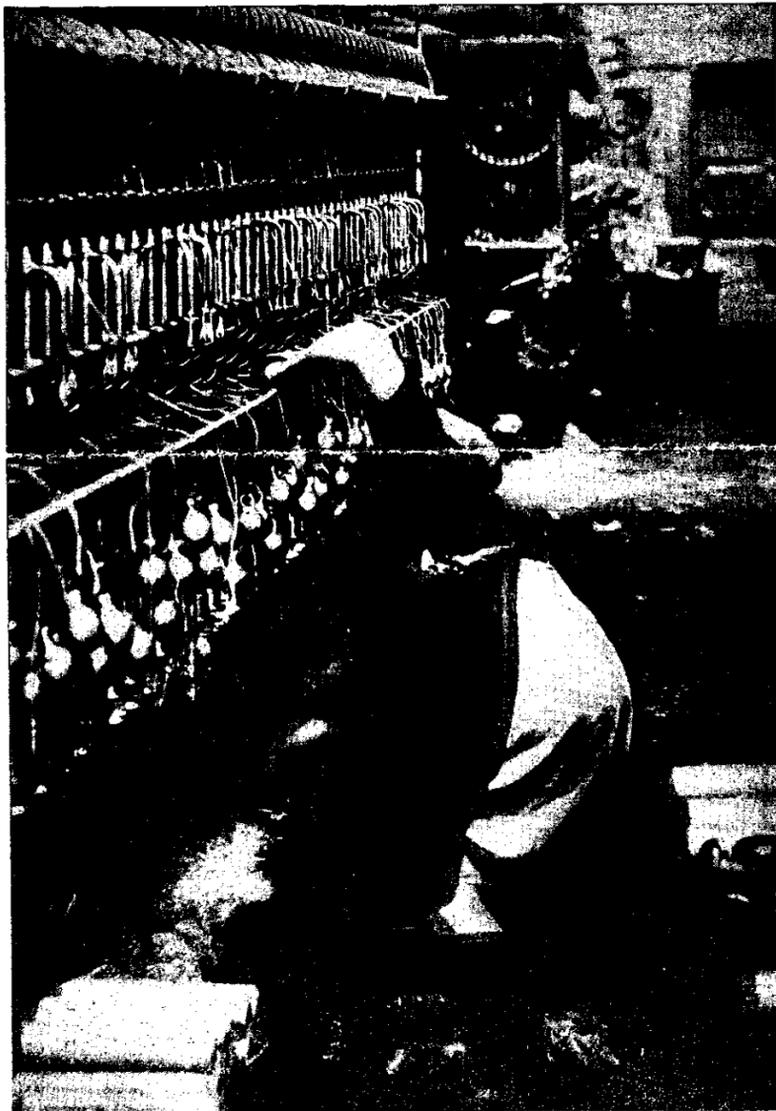
Oesterreich
Auslieferung:
Joseph Hauser, Steyr
Wehrgraben B 1/1

Deutschland
Redaktion und Verlag:
Berlin C. 2, Parochialstr. 29
Postscheck:
Verlag Freie Jugend Nr. 667 83

Jährlich über 1 Million Abtreibungen

Eine schwangere Textilarbeiterin in der Jutefabrik

|| Werbefrospekt des Lokal-Anzeigers || Tuberkulöses, rachitisches Proletarierkind



Gefällt Ihnen so etwas?

Ein Opfer des § 218

In Deutschland werden jährlich viele Tausende solcher Kinder in den Mietskasernen geboren, während zur gleichen Zeit Deutschlands Patrioten in Villen und Luxuswohnungen schlemmen und Modeschauen abhalten. (Vergleiche nebenstehendes Bild.)

Interessieren Sie sich für Mode und schöne Frauen für Tanz und vornehme Geselligkeit? Lieben Sie all das Prickelnde, Leichtbeschwingte, das dem Berliner Leben seinen eigenartigen Reiz verleiht? Dann dürfen Sie sich die beiden großen Septemberhefte von „Sport im Bild“ nicht entgehen lassen! Für den Freund kultivierter Lebensführung ein ästhetischer Genuß! Es wird Ihnen Freude machen.

Verlag Scherl. Zentralstelle P.

Die Arbeiterin arbeitet an der Feinspinnmaschine. Die Maschine beendet den Spinnprozeß. Von hier kommt das Garn in die Weberei. Die Maschine ist über 2 Meter hoch und zirka 9 Meter lang. Sie hat 160 Spindeln. Die Spinnerin ist ständig beschäftigt. Sie muß, um die Fäden in Ordnung zu halten, an den Spindeln manipulieren, sich das eine Mal hoch strecken und dehnen, um Arbeiten an den oberen Teilen der Maschine zu verrichten; dann muß sie, wieder unter die Maschine greifen, um dort irgend etwas zu tun. Wegen der großen Feuergefahr ist der Abfall, welcher sich unter die Maschine bei der Arbeit legt, pro Tag sehr oft zu beseitigen. In einer großen Jutefabrik sind vom Januar 1924 bis Ende März 1924 neunzehn Brände zu verzeichnen. In der Jutespinnerei gibt es naturgemäß unter der Maschine sehr viel Abfall und die Reinigung muß deshalb sehr oft vorgenommen werden. Der Lärm im Spinnsaal ist groß.

Das Hochdehnen und Strecken der schwangeren Spinnerin verursacht:

Beckenboden- und Gebärmutterbanderschlaffung, Unterleibssenkung und Vorfal.

Das tiefe Bücken unter den Webstuhl verursacht:

Direkte Belastung von Magen und Niere, Nierenleiden. Gefahr einer Früh- und Sturzgeburt.

Das Stehen und Laufen und Bücken und Strecken in Verbindung mit dem scharfen Aufpassen verursacht:

Allgemeine nervöse Ueberreizung, Krampfadern und Blutungen aus den äußeren Geschlechtsteilen während der Geburt.

Thrombosegefahr, Senkung und Erschlaffung des Beckenbodens und der Aufhängebänder der Gebärmutter.

Dehnung der Beckenbodenmuskulatur mit Venenschwäche bei der Geburt und Lageveränderung der Gebärmutter nach der Geburt. Evtl. auch Nierenbelastung durch die viele starke körperliche Bewegung.

Die Ausdünstung der mit chemischen Substanzen durchtränkten Jute verursacht:

Herz- und Nierenschädigung (Schwangerschaftsnier), exsudativer Bronchialkatarrh mit Herzbelastung.

Zusammenfassung der gesundheitsschädlichen Einwirkungen der textilen Fabrikarbeit auf Schwangere.

- A. Körperliche Schäden für die Mutter während der Schwangerschaft.
 - a. Ueberdehnungen der Bauchmuskulatur: Versagen der Bauchpresse während der Geburt. — Falschlagen des Kindes mit folgenden Geburtsgefahren.
 - b. Erschlaffung des Beckenbodens und der Aufhängebänder der Gebärmutter. Folgen: Wehenschwäche.
 - c. Blasen- und Nierenbelastung (Schwangerschaftsnier!) durch Mehrarbeit und Harnstauungen.
 - d. Direkter Druck auf die hochstehende Schwangerschaftsblase (Blasenschädigung).
- B. Schädigungen während und nach der Geburt.
 - a. Falschlagen mit ihren Folgen.
 - b. Durch die Blutstauung der Beine und der äußeren Geschlechtsteile sehr stark blutende Krampfadern der Scheide, Krampfadereuzündung im Wochenbett.
 - c. Gebärmutterverlagerungen und Senkungen des gesamten Geburtsapparates mit ihren schweren Folgen. (Gebärfähigkeit, Erwerbsunfähigkeit.)
- C. Schädigungen für das Kind.
 - Lebensschwäche infolge Frühgeburt oder schwere Entbindung wegen Falschlage.
- D. Seelische Schädigungen für die Mutter.
 - Es besteht während der Schwangerschaft auch normalerweise eine nervöse Erregbarkeit der Frau, welche durch die Arbeit mit ihrer ständigen Gedankenanspannung gesteigert wird. Evtl. Kränkungen von seiten der Arbeitskollegen über ihren Zustand müssen in Betracht gezogen werden.

§ 218

Die Sittlichkeit ist in Gefahr!

Mit diesem Schrei ist die Reaktion zu allen Zeiten der Freiheit entgegengetreten. Kunst und Wissenschaft ist mit diesem Rufe oft genug unterdrückt worden!

Heute ist die Sittlichkeit wiederum bedroht: durch den Kampf gegen den § 218 des deutschen Strafgesetzbuches, gegen den Paragraphen, der die Abtreibung der Frucht im Mutterleibe unter Strafe stellt. Fast täglich werden Frauen und Aerzte bestraft wegen Vergehen gegen das keimende Leben. Der Staat des Staatsbürgers, der Kapitalismus, braucht Auswahl in seinem Menschenmaterial und deshalb ist es ein Staats-Verbrechen, gegen das werdende Leben einzugreifen.

Aber im Proletariat ist eine neue Anschauung über den Begriff „Sittlichkeit“ aufgetaucht. Es sind Menschen in ihm entstanden: Agitatoren, Revolutionäre, Spartakisten u. a. Ketzer, die behaupten:

Es ist wahr, die Sittlichkeit ist in Gefahr! Denn es ist unsittlich, daß (lt. Bericht der Bremischen Lehrerzeitung vom März 1924) in 43 deutschen Großstädten 200 000 Kinder tuberkulös sind, außerdem 836 000 krank und unterernährt sind, in Gotha 40 Proz., in Ruhlā 70 Prozent an Unterernährung leiden, in München nur 50 Proz. der Schulkinder ein Hemd besitzen.

Die Sittlichkeit ist gefährdet, wenn Familien mit 6 bis 10 Kindern in einer Stube hausen müssen. Wenn große Kinder beiderlei Geschlechts in einem Bette schlafen müssen, ja sehr oft mit den Eltern zusammen in einem Bette und nicht selten mit dem Schlafburschen. (Näheres siehe in der Broschüre „Kulturschande. Die Wohnungsnot als Sexualproblem“ von V. Noak. Preis 0,40 Mk. Erhältlich in der Buchhandlung Parochialstr. 29, Berlin.)

Wir rufen: Die Sittlichkeit ist in Gefahr, wenn Kinder in ihrem ersten Erleben beschmutzt werden. Wenn Kinder von ein bis zwei Jahren durch Zusammenschlafen mit älteren schon mit Geschlechtskrankheiten behaftet sind (siehe Nr. 47 der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“). Wenn in feuchten Wohnungen, in den dunklen Höfen und den schmutzigen, staubigen Straßen Kinder aufwachsen, die ihr lebelang die Merkmale ihrer Herkunft mit sich herumschleppen und vererben, falls sie nicht frühzeitig dahinsiechen.

Aus den Kellerlöchern und Dachstuben der Mietskasernen zieht das Heer der Millionen Schwindsüchtiger, Engbrüstiger, Schwachsinniger, Epileptiker, Syphilitiker und demonstriert die Unsittlichkeit.

Die Unsittlichkeit, die einem zu vollem Bewußtsein kommt, wenn man vor den Türen der Mietskasernen im Osten und Norden Berlins diese Häufchen Unglück kriechen sieht, die Kinder des Menschengeschlechts sind. Rachitische Beinchen, die den Körper nicht tragen, von Hustenkrämpfen geplagte Wesen mit triefenden Augen, Wasserköpfe und sehnsüchtige Gesichter mit gelähmten Hüften.

Jeder Rest von Sittlichkeit in uns müßte sich empören. Doch das tägliche tausendfache Erleben dieser Unsittlichkeit stumpft unser Empfinden ab. Denn ist es wohl Sittlichkeit, wenn Frauen mit aufgedunsenen Leibern, mit unheilbaren inneren Schäden sich dahinschleppen müssen, eine vielköpfige Familie zu betreten haben und nebenbei noch mit

tags täglich Brot sorgen müssen? Soll es sittlich sein, wenn diese Frauen durch Gesetze gezwungen sind, immer wieder und wieder Nachwuchs zu gebären? Sollte es nicht unsittlich sein, daß diese Frauen während der Schwangerschaft den Staub der Fabriken atmen müssen? Daß sie gezwungen sind, dem Antreibersystem an den Maschinen zu gehorchen, bis kurz vor dem Geburtstermin schwere, gesundheitsschädigende Frohnarbeit zu leisten, um gleich nach der Geburt aus dem Wochenbett aufzustehen, denn die hungrigen Mäuler der anderen Kinder wollen gespeist sein, der Vater will am Abend sein Mahl einnehmen. Und nach wenigen Wochen muß die Frau wieder an die Maschine. Kein Sittlichkeitsapostel kräht danach, daß diese Kinder schon vor der Geburt vom Gift der Fabrikluft vergiftet sind. Das Proletariat aber hält es für die gemeinste Verhöhnung jeglichen Sittlichkeitsgefühls, wenn die Proletarierin durch ein rücksichtsloses System gezwungen ist, ihrem Leib vor und nach der Geburt jegliche Schonung zu versagen, so daß (laut Statistik der Leipziger Ortskrankenkasse) bei Fabrikarbeiterinnen auf 100 Geburten eine Fehl- oder Frühgeburt kommt. Das Proletariat hält eine Moral für minderwertig, die sich nicht dagegen auflehnt, daß Frauen durch Geburten in feuchten und kalten Räumen ihr lebelang an Gicht und Rheumatismus leiden müssen, daß fast jedem zweiten oder dritten Kinde eine jener furchtbaren Frauenkrankheiten folgt, weil die notwendige Nahrung und die notwendige Luft, Licht und Sonne fehlen. Gibt es etwas Unsittlicheres als jenen Paragraphen 218, der die Mütter zwingen will, ihre Frucht auszutragen, selbst wenn sie wissen, welches entsetzliche Elend ihnen und dem Kinde droht? Gibt es etwas Gemeineres als dieses Gesetz, das tausende Frauen unter Qualen sterben läßt!? Daß sie zwingt, einen Eingriff, der nach Bestätigung aller Aerzte ohne jede Gefahr ist, im geheimen von Kurpfuschern mit unsauberen und unzulänglichen Mitteln machen zu lassen oder gar selbst mit Instrumenten vorzunehmen, bei denen eine Schädigung des Frauenkörpers nicht vermieden werden kann?! Die Frauen, die verbluten und sich vergiften, die ihr lebelang ein furchtbares Leiden mit sich schleppen müssen, sind Opfer des unsittlichen Paragraphen 218. Der einzige Erfolg dieses Paragraphen, der die Abtreibung nicht verhindern kann, ist es nämlich, daß das Handwerk schmutziger Kurpfuscher blüht. Die Notwehr des Proletariats hat diesen Paragraphen längst beiseite geschoben. Schon 1913 kam in Deutschland auf 1 500 000 Geburten 300 000 Abtreibungen. Für das Jahr 1923 gab die Reichsstatistik (man denke die offizielle Statistik!) 600 000 (sechshunderttausend) Schwangerschaftsunterbrechungen an. Diese Zahl aber wird von Wissenschaftlern als viel zu gering angesprochen. Professor Lasserstein (Berlin) schätzt die Zahl der in Deutschland jährlich vorgenommenen Abtreibungen auf eine Million. Eine Zahl, die viele Fachleute schon als überholt ansehen. Bestraft werden stets nur ein bis zwei Prozent dieser Fälle, weil es ja unmöglich ist, Millionen zu verurteilen, andererseits aber die „Sittlichkeit“ gewahrt werden muß. So fallen denn auch noch unzählige Selbstmorde und Kindesmorde auf das Konto dieses Sittlichkeitsgesetzes. Aber Staat und Kirche, die göttlichen Vorgesetzten des Menschen, lassen sich nicht beirren. Der Kongreß der Bischöfe 1924 zu Fulda lehnt jede Erlaubnis zur Schwangerschaftsunterbrechung ab mit der Begründung, es handle sich hier um unabänderliche Forderungen der christlichen Moral,

die jede direkte Tötung verbietet. Dieser Ausspruch beweist die gemeine Heuchelei dieser Christen. Wir sind gewiß nicht für die Tötung des keimenden Lebens, zu der uns die kapitalistische Gesellschaft zwingt; aber wir sind in erster Linie für die Erhaltung des bestehenden Lebens. Wo aber war die unabänderliche Forderung christlicher Moral im Kriege? Wo hat die Kirche je das bestehende Leben geschützt gegen die Sklaverei und die Ausbeutung? Wo ist sie vorgegangen



Soldaten im Stacheldraht, auf dem „Feld der Ehre“

gegen das frevelhafte Spiel mit Menschenleben in den Bergwerken? Hat die Kirche oder der christliche Staat jemals Partei ergriffen für die, die alle Bitternisse eines erbärmlichen Daseins auskosten müssen? Nein, niemals! Niemals ist von dieser Seite für die Sittlichkeit Partei ergriffen worden, wohl aber für Heuchelei und Muckertum.

Der § 218 ist unsittlich, das haben wir gesehen. Aber unsittlich ist vor allem das Mordsystem des Kapitalismus mit seinem täglichen Vergehen gegen das bestehende und das keimende Leben. Der Staat ruft die Million Abtreibungen selbst hervor, da er seinen Bürgern nicht das zum Leben notwendige geben kann. Aber der Rückgang der Geburten bedeutet für das kapitalistische System das Leerwerden der Arbeitsnachweise. Ohne Arbeitslose aber kann die Macht der Industriekönige nicht gedeihen; denn nur wenn immer neues hungerndes Menschenmaterial zur Ausbeutung vorhanden ist, festigt sich ihre Position. Die Furcht vor der Arbeitslosigkeit garantiert ihnen die Unterwürfigkeit der Fabrikklaven. Die Not des Arbeitslosendaseins treibt ihnen immer wieder neue Sklaven in die Finger. Notgedrungen aber sind die Kinderreichen die Unterwürfigsten. Die Angst, die Kinder gänzlich ohne Brot zu sehen, mordet das Selbstbewußtsein des Proletariats, läßt ihn oft zum Lohndrücker und Streikbrecher werden. Deshalb gehört der Geburtenrückgang mit zu den Waffen der proletarischen Klasse. Die Sittlichkeit ist in Gefahr! Retten wir sie, solange noch Zeit ist! Nicht nur der § 218, nein das gesamte bürgerliche Gesetzbuch muß verschwinden. Der Kinder- und Fruchtmörder Staat muß abtreten. Die Sittlichkeit eines freien, reinen Lebens ist erst dann garantiert, wenn die Klasse der Ausbeuteten das System des Kapitalismus abgetrieben hat!

H. Jac.

Gebärzwang?!

Das Reichsjustizministerium hat ein Ei gelegt, welches der Reichstag ausbrüten soll. Dieses Ei ist der amtliche Entwurf eines neuen allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches. Und wenn das Ensemble des Reichstagstheaters mit dieser Ausbrütungskomödie fertig sein wird, dann beginnt die Tragödie für das deutsche Volk, für welches dieser neue Entwurf, der wenige Verbesserungen, aber um so zahlreichere Verschlechterungen enthält, die alte Knute, wie das bestehende Strafgesetzbuch eine ist, bleiben wird. Gesetze schützen nur Besizende und richten sich gegen Nichtbesizende.

Auch weiterhin soll die Proletarierfrau die Gebärmachine bleiben und für den kriegslüsternden Staat das menschliche Kriegsmaterial liefern; denn auch in diesem neuen Gesetzentwurf bleibt die Unterbrechung der Schwangerschaft strafbar.

Du sollst nicht abtreiben (töten), so sprach der Herr, dein Gott; damit die Industrie billige Arbeitsklaven, und die Agrarjunker nicht nur Ochsen vor, sondern auch hinter dem Pflug haben! Du darfst nicht abtreiben (töten), so spricht der Staat, damit ich deine Kinder als Kanonenfutter in den ehrenhaften Tod treiben kann!

Der Krieg bekommt mir wie eine Badekur, so sprach der große deutsche Held, Feldmarschall a. D., augenblicklich der höchste Beamte in der deutschen Republik a. D. Und armes Volk, wann wird dein frommer Landesvater wieder eine Badekur benötigen? — Alte Leute sind nicht nur wunderbar, sondern auch schwächlich und bedürfen starker Kuren. —

Aber nicht nur menschenfressende Ausbeuter, wie Bergwerksbarone, Großindustrielle, Zeitungsredakteure, Kaufleute, Landjunker, Hausbesitzer und Kriegsführer, die als Mimikri den pfäffischen Mantel der christlichen Kirche „Du sollst nicht töten“ um ihre Schultern hängen, sind es allein, sondern es gibt auch in den Kreisen der Sozialisten Leute, die von der Notwendigkeit solcher Gesetze überzeugt zu sein glauben. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nur eine geringe Anzahl Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei seinerzeit den Antrag, die Abtreibung für strafflos zu erklären, stellte, und nicht die gesamte Fraktion geschlossen hinter dieser Forderung stand? Aber es gibt so viele Bonzen, welche in der Partei oder in der Gewerkschaft nicht das gesetzte Ideal, sondern die Organisationen nur als Mittel zu ihrem Zweck, als eine Quelle, aus der sie reichlich schöpfen können, als einen gesicherten Untergrund ihrer Lebensstellung ansehen. Und diese Bonzen, Minister u. a. Menschen erster Klasse gebrauchen Stimmvieh, und hierzu als Mittel Gesetze, die das kaninchenhafte Zeugen der Proletarier gebieten. Nicht das Individuum, sondern die Masse, nicht die Qualität, sondern die Quantität gilt ihnen, und darum wird Gebärzwang aus Parteigeiz gepredigt, denn in der Anzahl liegt ihre Macht, die Macht der Partei. Doch wäre es falsch, anzunehmen, daß diese Macht für die vielen Einzelnen, die durch ihren Zusammenschluß diese Macht hervorriefen, ist, sondern

diese Macht stützt nur die wenigen Führer; der Einzelne gilt eben nur als Stütze. Und so wird jede Organisation, sei diese politisch oder gewerkschaftlich, oder möge sie sonst ein gemeinnütziges Ziel verfolgen, zur ekelhaften Fratze eines von Beamten und Schergen geleiteten Staates im kleinen. Mit kurzen Worten: Das gesetzte Ziel, der ideale Zweck für den einzelnen, rückt in den Hintergrund, und die Macht, die in dem Zusammenschluß liegt, die Mittel zum Zweck sein sollte,

wird Selbstzweck, für den der einzelne seine Eigenart oder gar sich selbst zu opfern hat für Fiktionen (Erdichtungen), wie Herrschaft, Ehre und Ruhm, Vaterland, Nation, die als Massenspychosen ganze Völker ergreifen und verwirren können (August 1914). Jeder Zusammenschluß (Organisation) hat seinen Zweck verfehlt, in dem der einzelne nur leidender Kämpfer für die Herrschaft der Organisation bleibt. Jeder proletarische Zusammenschluß sollte das Ideal, den Zweck haben, daß jedem Individuum die Möglichkeit zum Ausleben in den Grenzen des Gemeinschaftsgesetzes gegeben wird.

Daß in einem überbevölkerten Lande Arbeitslosigkeit und geringe Löhne selbstverständlich sind, und daß die Niedrigkeit der Löhne im verkehrten Verhältnis zur Arbeitszeit steht, und daß hierdurch die Eigenart des einzelnen völlig vergewaltigt wird, müßte einem jeden einleuchten.

Ein Zusammenschluß vieler zur Einheit, der das Prinzip des Herrschens vertritt, sei dieser auf kapitalistischem oder nichtkapitalistischem Standpunkte, kann das Staatsbild durch Revolution nur verschieben und die Regierungen wechseln lassen; relativ betrachtet, bleiben das Bild und die Zustände fast die gleichen.

So gilt nur restloser Kampf gegen das Kapital, die herrschende Macht. Aber diese Herrschaft durch eine andere, sei diese selbst kapitalistisch eingestellt, zu ersetzen, wäre falsch, und nichts wäre dadurch gewonnen, als daß alte Herrscher durch neue ersetzt werden. Eine Entwicklung werden wir nur durch Erkenntnis, und diese nur durch wahrheitsgemäße Aufklärung bekommen. Denn die heute lebende Generation fußt derartig fest in alten Gewohnheiten, Lügen, Traditionen, daß eine geistige Revolution sie von diesen erst befreien muß, um andere Zustände zu bekommen. Nicht allein durch das Elternhaus entsteht dieser Ungeist, sondern die Schule vergewaltigt die soziale Weiterentwicklung des Menschen. Solange die Schule in den Händen der herrschenden kapitalistischen Macht ist, wird diese dahin wirken, daß das Proletariat weiter zum Ausbeutungsobjekt erzogen wird.

Wir müssen endlich erkennen, daß eine Macht nicht in der Quantität, sondern in der Qualität liegt. Und um dieses zu erreichen, ist das einzige Mittel der Rückgang der Geburten. Nur so kann sich das Angebot und die Nachfrage von Arbeitskräften gleichen und wird nicht in einem disharmonischen Verhältnis, wie es heute der Fall ist, stehen. In einer Familie soll der Nachwuchs nicht größer sein, als diese ihn menschenwürdig ernähren und erziehen kann. — — —

Würden die Geburten wirklich beschränkt werden, so könnte die kommende Generation den Kampf mit dem Leben mit geschärften geistigen und körperlichen Waffen führen dank ihrer besseren Ernährung und Erziehung, sie wären Qualitätsmenschen und hätten durch ihre Fähigkeiten und durch die Ueberrückfrage nach Arbeitskräften bessere Lohn- und Wohnverhältnisse erreicht. Aber hierdurch wäre dieser Generation wieder die Lust und die Möglichkeit zum Erzeugen zahlreicherer Nachwuchses gegeben. Und so wäre die überfolgende Generation wieder in ähnlichen Verhältnissen wie die heutige, wenn nicht durch Aufklärung die richtige Erkenntnis erfaßt worden ist.

Der Maßstab des Uebervölkertseins eines Landes wird nicht etwa durch die Produktivität oder durch die Grenzen dieses Landes notwendig bedingt, sondern dieses wird durch den Kapital- und Grundbesitz einer kleinen Clique hervorgerufen; denn um so kleiner diese Clique und um so größer ihr Besitz ist, um so früher wird ein Land als überbevölkert gelten, obgleich der Landesboden noch eine größere Anzahl Bewohner ernähren könnte.

Durch Geburtenrückgang und durch das hierdurch entstehende Unterangebot von Arbeitskräften kann eine Beschränkung und eine stellenweise Auflösung des Großkapitals erwirkt werden.

Aber uns liegt die Gegenwart näher, und ich will mich nicht in zukünftige Möglichkeiten ergen. Der Lebende hat das Recht zu verlangen, an den Errungenschaften der Kultur teilnehmen zu können. Und so lange die herrschenden Verhältnisse im deutschen Proletariat bleiben, hat dieses Land nicht den Anspruch auf die Bewertung, ein Kulturstaat zu sein. — — Denn, Prolet, sieh, wie du gezwungen wirst, zu leben! Und sieh, wie deine Ausbeuter leben! — Sieh ihre Wohnung und sieh deine Wohnung! — Sieh ihren Lohn und deinen Lohn! — Sieh ihre Kinder und deine Kinder! — Und dann Prolet, stimm an: „Deutschland über alles!“ — — —

Ein Schiff, das durch falsche Führung zwischen Klippen geraten ist und durch einem Sturm fast dem Untergang nahe war, wird auch weiterhin im falschen Fahrwasser bleiben, wenn nur sein Führer verschwindet und eine Strohuppe in dessen Uniform gesteckt wird, aber die Mannschaft die gleiche bleibt. Und auch diese strohuppige Errungenschaft wird bei erster Gelegenheit verschwinden, und ein Führer mit energischem Feldwebelbart, „Richt euch! Augen rechts!“ wird wieder auf der, allerdings in neuen Farben glänzenden Kommandobrücke, erscheinen. Und weiterhin dürfen diejenigen, die solchem Fahrzeuge sich anvertraut haben, ohne Rast und Ruh Wasser schöpfen, um sich vor dem Ertrinken und das Schiff vor dem Versinken zu retten. — — —

Auf solchem Schiffe fahren wir heute. — — — Es haben sich Gesetze von einem monarchischen auf einen republikanischen Staat vererbt. Nach diesen Gesetzen wird gerichtet und vergewaltigt, durch sie werden die Ausbeuter geschützt, daß sie ungestraft das Volk ausbeuten können. Es sind wohl Gesetze zum Schutze der Arbeiter entstanden, die aber in der Tat durch alte Gesetze widerlegt werden. Die Justiz feiert Orgien der Ungerechtigkeit und Klassenjustiz. Staatliche und kirchliche Reaktion wird unterstützt, doch die geistige und körperliche Entwicklung des Volkes wird unter-

drückt. Volksbildner und Volksführer werden hingeschlachtet oder hinter Zuchthausmauern isoliert. Und diese Zustände werden Ordnungszustände genannt, für welche Sipo, Reichswehr und der Gummiknüppel wachen. Das ist die Ordnung in dem freiesten Staate (laut Papierverfassung) der Welt, in dem schwarz-rot-goldenen angestrichenen Deutschland: — —

Und in stumpfsinniger Arbeit, Entbehrung und Schlaf streicht Tag für Tag das Leben des Proleten dahin. Nur etwas gibt es, das man ihm nicht nehmen kann, etwas, seinen Genuß im Geschlechtsleben, den Rausch seiner Sinne, das oft das einzige ist, das im trüben Dasein seinen Lebensrhythmus erhöht. —

Aber auch hier glaubt der Staat berechtigt zu sein, Verkehrsregeln spielen zu können und Gesetze für den Geschlechtsverkehr zweier geschlechtsreifer Menschen aufzustellen. Nicht nur, daß er gewisse Akte verbietet, sondern er stellt auch die Folgen des Geschlechtsverkehrs unter seine schützenden Gesetze. — —

Ei und Samenfaden haben sich vereint, und bald ist ein fischähnliches, nicht selbst-leben-könnendes Etwas die erste Vorstufe zu dem werdenden Kinde. Und für dies Etwas glauben Staat und Kirche, die in sinnlosen Kriegen für eine Wahndee Millionen geschlechtsreife Menschen opfern, die Achtung vor der Heiligkeit des Lebens verkünden zu müssen. Doch nur so lange glauben sie an diese Heiligkeit, so lange diese sie kein Geld kostet. Denn wie wird das Leben der zum Leben Gezwungenen geschützt!

Es gibt wohl staatliche und private Jugendpflege, doch ist diese sehr gering. Und so wird die Verantwortung auf die Schultern der Eltern, die kaum sich selbst ernähren können, abgewälzt.

Auf Heiligkeit und Schutz des Lebens hat nur die besitzende Kaste Anspruch. Es sind wohl direkter Mord und Totschlag verboten, aber wie viele Menschen werden durch Industrie, Bergbau und schlechte Wohnverhältnisse hingeschlachtet. Ja, sie werden gemordet, und der Staat nimmt ihre Mörder schützend unter seine Gesetze. — —

Einem Arzte ist wohl die Erlaubnis zur Unterbrechung einer Schwangerschaft gegeben, wenn diese das Leben der Frau gefährdet. Und die Frau, die das Geld für einen Arzt hat, wird auch gewöhnlich die Erfindungsgabe zu einer Krankheit besitzen. Durch unwürdiges Versteckspiel und klingende Münze befreit sich so die vom Staat vergewaltigte Bürgersfrau von der ihr lästig fallenden Frucht. Die Frau, die nicht die nötige Krankheit und nicht das nötige Geld aufzuweisen hat, muß gebären, oder zu der Portierfrau auf der Hintertreppe, oder zu einer sogenannten „weisen Frau“ (die sichere Adresse) gehen. Bekommt für Geld und Drohungen (da diese doch bei anderen schon abgetrieben hat), die sicher nicht, oder vielleicht doch wirkende „Seifenspritze“. Und mit dem Verschwinden der lästigen Frucht ist auch ihre Gesundheit dahin. So sieht die gesetzliche Zucht des Kurfuschertums aus. — —

Einem jedem denkenden Menschen müßte es einleuchten, daß nur die Frau zu bestimmen hat, ob sie ein Kind austragen will oder nicht. Nicht aber paragraphendreschende Juristen, die dem wirklichen Leben entfremdet sind, haben hierüber Gesetze aufzustellen und nach diesen zu richten.

Es gibt wohl kein zweites Gesetz, das mit der gesellschaftlichen Anschauung so wenig übereinstimmt, als das Abtreibungsgesetz. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß in Deutschland in einem Jahre zirka eine halbe Million Abtreibungen unternommen werden. Und wenn man gegen diese Zahl die wenigen hundert Fälle, die zur Verurteilung kommen, betrachtet, so dürfte schon hierdurch die Sinnlosigkeit dieser Gesetze einleuchten. Denjenigen, welche diese Anzahl bezweifeln, empfehle ich, einmal die Augen zu öffnen und nicht an den gegebenen Tatsachen, wie es die Gewohnheit der meisten ist, vorüberzugehen und im eigenen Familien-, Freundes- und Bekanntenkreise Umschau zu halten.

Willi Schöffler.

Menschen a. D.

Der Raubmörder Jänicke war bei der Schutzpolizei angestellt!!!!

Wie wir jetzt in Erfahrung bringen, war der Mörder Graf Jänicke, der im Jahre 1900 die Schneiderin Luise Berger durch Strychnin umgebracht hatte, und darum zum Tode verurteilt wurde, aber später entflohen,

bei der Berliner Schutzpolizei angestellt.

Ueberhaupt erfreute sich dieser Verbrecher der Gunst hoher und höchster Herrschaften.

Auch der Staatsminister

verkehrte in föhlicher Form mit dem Herrn Raubmörder. Man bat ihn sogar um die Annahme von Geldmitteln und versprach dem „Herrn Grafen“, daß man sich auch bei den

maßgebenden deutschen Amtsstellen

für ihn verwenden werde.

Später erfolgte dann seine Anstellung bei der Schutzpolizei!! (Denn der Mörder hatte ja alle nötigen Eigenschaften für diesen Beruf.)

Augenblicklich sitzt der Verbrecher nicht auf einem Ministerposten, sondern im Berliner Untersuchungsgefängnis. Selbstverständlich ist er „geisteskrank“ und wird wohl in einem Sanatorium untergebracht werden.

Schupobeamte als Wegelagerer.

Wir gehen idyllischen Zeiten entgegen. Anscheinend finden gewisse tatendurstige Helden der Schupo bei den Gefechten gegen demonstrierende Arbeiter noch immer nicht die gewünschte Bewegungsfreiheit und suchen ihre Energie in individuellen Einzelkämpfen gegen nichtsahnende Passanten auszutoben. Ein Vorfall, der sich kürzlich in den frühen Morgenstunden am Kottbuser Tor zugetragen hat, beleuchtet die bei der Berliner Schupo eingerissenen Wildwestsitten besonders kraß.

Der Kaufmann Hans Kustan war nach Mitternacht auf dem Heimwege durch die Mariannenstraße. An der Reichenberger Straße begegnete er zwei offenbar angeheiterten Zivilisten, die ihn plötzlich ohne allen Grund mit erhobenen Stöcken bedrohten. Der junge Kaufmann setzte sich zur Wehr, während er gleichzeitig mit seiner Signalpfeife diensthabende Schupobeamte zur Hilfe rief. Bevor noch die Beamten herankamen, hatten aber die beiden Wegelagerer die Flucht ergriffen. Auf der Hochbahn Kottbuser Tor gelang es den Verfolgern, sie mit Hilfe des Bahnpersonals zu stellen. Der Kaufmann forderte ihre Feststellung, worauf der eine der

Rowdys zum größten Erstaunen der Schupobeamten seine Legitimation als Polizeiwachtmeister Paul Schury, Zweite Bereitschaft Charlottenburg, zeigte. Sein Begleiter war im allgemeinen Trubel mit einem gerade abfahrenden Zuge entwichen.

Der saubere Wachtmeister wurde trotz seiner erbitterten Gegenwehr auf die Wache mitgenommen, wo er nach Feststellung seiner Personalien wieder freigelassen wurde.

Die republikanische Polizei verbietet Antikriegspropaganda.

Die „Welt am Abend“ schreibt:

Die Polizei hat der „Schwarzen Fahne“, der jüngsten radikal-antimilitarischen Wochenschrift das Aushängen von zwei Abbildungen verboten, die je einen verstümmelten Kriegsteilnehmer zeigten. Ob irgendein ehemaliges Etappen-

schwein „Anstoß“ daran genommen hat, oder aus welchem Grunde das Verbot erlassen wurde, steht noch nicht fest. Man sollte dann aber auch die Kriegsbeschädigten, die sich bettelnd den Dank des Vaterlandes an den Straßenecken suchen müssen, den Augen und dem zarten Gemüt der Bürger und Flaneure entziehen. Das wahre Bild des Krieges könnte ja auch die Lust zu neuen Taten dämpfen. Wenn ein Granatsplitter den Unterkiefer weggehauen hat, dem ist der Krieg bestimmt nicht wie eine Baderkur bekommen. Und so gut wie die chauvinistischen Hetzblätter den tennisspielenden Exkronprinzen oder die „siegreichen Fahnen“ oder die Opfer bolschewistischer Roheit (gestellte Aufnahme) illustrativ benutzten, so gut wollen wir immer und immer wieder das wahre Gesicht des imperialistischen Krieges zeigen, schreiben und sagen.

Darum protestieren wir mit aller Entschiedenheit gegen den Willkürakt. Tezet.

Die Stimme der Frau.

Die Stellung der Frau in Sowjetrußland.

Die größte Veränderung, die in der sozialen Struktur vor sich gegangen ist, betrifft die neue Stellung der Frau. Relativ gesehen waren die russischen Frauen schon immer in vieler Hinsicht selbständiger als die Frauen anderer Länder. Wahrscheinlich haben sie deshalb eine so große Rolle gespielt in ihrem eigenen und in anderen Ländern während der Revolution und unter den Emigranten und Verbannten.

In Sowjetrußland ist die Frau jetzt durch das Gesetz vollständig vom Manne unabhängig gemacht worden. Eine Zusammenfassung der Ehegesetzgebung zeigt, daß die führende Rolle, die die russischen Frauen heute spielen, jetzt vom Gesetz anerkannt ist. Was für den Mann gilt, gilt auch für die Frau, und umgekehrt. Sie trägt dieselbe Verantwortung wie er und genießt dieselben Freiheiten. Die Ehe ist ein Kontrakt, durch den beide Teile jederzeit gleichmäßig gebunden oder frei sind, durch gegenseitige Vereinbarung. Das uneheliche Kind und die uneheliche Mutter genießen dieselben Rechte wie die ehelichen. Eine illegitime oder unregistrierte Ehe wird unnötig gemacht durch die Erleichterung der Scheidung, die bei gegenseitigem Einverständnis sofort erfolgen kann.

Der Vater haftet jedoch für die Kinder bis zu ihrem 17. Jahre mit einem Drittel seines Einkommens. Darum würde

ein Mann, der von drei verschiedenen Frauen Kinder hat, in einer einigermaßen peinlichen Lage sein.)*

Diese Gesetzgebung ist, wie man uns sagt, auf dem Gemeinwohl und der menschlichen Natur begründet. Eine unglückliche Ehe, erklärt man, schafft die denkbar schlechteste Atmosphäre für die Erziehung der Kinder, und es sei gegen die Gebote der Natur, daß ein Mann und eine Frau als Eheleute zusammenleben, wenn auf beiden Seiten die Zuneigung erloschen ist; solche Gemeinschaften werden als unmoralisch betrachtet und sollten sofort gelöst werden.

(Seite 126/27 aus dem „Offiziellen Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation nach Rußland.“)

*) Es ist dies etwas ganz anderes als im kapitalistischen Deutschland, wo der Vater nur nach bestimmten Normen zu haften braucht, die sich an die soziale Stellung der Mutter anlehnen und nicht im geringsten der Stellung des Vaters Rechnung tragen, so daß die Söhnchen der Bourgeoisie, wenn sie Vater eines unehelichen Kindes einer Arbeiterin sind, nur Alimmente in Höhe von 25 Mk. monatlich zu zahlen brauchen, selbst wenn sie monatlich Tausende an Einkommen haben. (Anm. d. Red.)



Ein Kulturdokument aus der „Großen Zeit“

Betrieb und Polzel des öffentlichen Hauses in München-Gladbach.

Die Frauen, die das gesamte Personal des öffentlichen Hauses (Gasthausstr. Nr. 2) ausmachen, haben erklärt, daß sie nicht instande sind, den zahlreichen Besuchern zu genügen, die ihr Haus überschwemmen, vor dem ständig zahlreiche Gruppen ausgehungerten Klienten stehen. Sie erklären, daß sie mit Hinsicht auf den Dienst, den sie ihren belgischen und deutschen Abonnenten schulden, nicht instande sind, der Division mehr als insgesamt zwanzig Eintritte täglich (jede zehn) zu gewähren. Das Etablissement arbeitet übrigens nicht in der Nacht und hält die Sonntagsruhe strikte ein. Andererseits erlauben die Hilfsquellen der Stadt, wie es scheint, nicht, das Personal zu vermehren. Unter diesen Bedingungen werden zur Vermeidung jeder Unordnung und um von diesen Frauen nicht eine Arbeit zu verlangen, die ihre Kräfte übersteigt, nachstehende Verfügungen getroffen:

Arbeitsstage: Alle Tage mit Ausnahme des Sonntags.

Höchstleistung: Jede Frau empfängt je 10 Männer, also 20 für zwei Personen, 120 in der Woche.

Betriebszeit: 5,30 Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends. Besuche außerhalb dieser Stunden finden nicht statt.

Tarif: Für einen Aufenthalt von einer Viertelstunde, einschließlich Eintritt und Verlassen des Etablissements, fünf Mark.

Erfrischungen: Das Haus verkauft keine Getränke. Ein Wartezimmer ist nicht vorhanden. Die Besucher haben sich darin nur zu zweit einzufinden.

Einteilung: Die sechs Tage der Woche sind folgendermaßen zugeteilt:

Montag	1. Bataillon des 164. Regiments
Dienstag	1. Bataillon des 169. Regiments
Mittwoch	2. Bataillon des 164. Regiments
Donnerstag	2. Bataillon des 169. Regiments
Freitag	3. Bataillon des 163. Regiments
Samstag	3. Bataillon des 169. Regiments

In jedem dieser Bataillone werden an dem ihm zugewiesenen Tage zwanzig Eintrittskarten, fünf für jede Kompanie, in den Büros der Sergeantmajore ausgelegt. Die Mannschaften, die das Etablissement zu besuchen wünschen, erhalten im Büro ihres Sergeantmajors eine Karte, die ihnen das Recht der Priorität gibt . . .

Es folgen noch weitere Verfügungen über die „einzelnen“, die das Recht haben, einzutreten, wenn die Frauen nicht besetzt sind und über die Ordnungsmaßnahmen. Es wird namentlich den diensthabenden Offizieren empfohlen, in der Gasthausstraße fleißig nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.

Aus dem zu empfehlenden Buche „Krieg dem Kriege!“ von Ernst Friedrich, Verlag „Freie Jugend“, Berlin C. 2, Parochialstr. 29.

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Bestellschein

An den Verlag

„Die schwarze Fahne“

Berlin C 2

Parochialstraße 29

Die freie Liebe.

Auf den in Nr. 2 und 3 der „Schwarzen Fahne“ erschienenen Aufsatz: „Freie Liebe“ von Madelaine Vernet erhielten wir folgende Entgegnung, die wir der Verfasserin leider nicht zustellen können, da dieselbe längst verstorben ist. Wir lassen sie hiermit ungekürzt folgen.

Die Redaktion.

München, den 13. August 1925, nachts am Stachus, auf der Bank im Bogenlampenschein.

Ich habe noch nie dieses heikle Thema so freimütig von einer Frau behandelt gesehen, und ich nehme an, daß eine so natürlich, ehrlich und freimütig veranlagte Frau eine so ernste und freimütige Kritik, wie die meine, sich objektiv genug beachten und zu Herzen nehmen kann.

Ich halte das Thema für so wichtig, daß ich es in den Anlagen, und wenn die ganze Nacht darauf gehen sollte, erledigen will. Gerade Sie als Frau sollten die Liebe anders beurteilen können und müssen. Wenn ich von Liebe rede, so brauche ich keine Definition dieses Wortes. Ich meine die sich absolut aufopfernde und sich hingebende Liebe, die zu allem bereit, zu allem fähig ist. Diese Liebe hat mit der staatlich sanktionierten Eheschließung (der Zuhälter Staat macht aus allem sein Geschäft) auf dem Standesamt nichts zu tun. Sie ist unabhängig von allem. Nur hat freie Liebe immer noch zu viel Ähnlichkeit mit dem Ehepuff. Die wirkliche Liebe giert nie nach einer Befriedigung des Geschlechtsbetriebes, hat keine Ähnlichkeit mehr mit der Tierliebe, denn wir sind keine Tiere mehr, und diese Liebe kann alles tun, was die Stunde fordert, dieser Liebe ist alles erlaubt. Die größte Freiheit, auch im geschlechtlichen Verkehr, aber sie giert nie danach, sondern die Stunde selber, der Tag, kommt und meldet sich uns. Ist einfach da. Die Liebe fragt nicht danach, was andere Menschen dazu oder hierzu sagen, sondern diese Liebe kämpft, ringt um die Freiheit auf allen Gebieten, verträgt keinerlei Ketten, sondern wehrt sich dagegen, ist nicht feige, verteidigt ihre Freiheit, ihre freie Liebe, wie ein angegriffenes Tigerpaar. Diese Liebe ist mutig, will den Kampf und den Sieg der Liebe, der Gerechtigkeit über den Geist der Schwachheit. Diese wahrhaft freie Liebe fragt nie, ob sie auf ihre Kosten kommt. Sie glaubt ganz einfach, und das ist ihre größte Kraftseite. Bei dieser Liebe gibt es keine Eifersucht und keine Untreue, wenn es das gäbe, dann wäre es die Liebe nicht, die ich meine. Diese freie Liebe kennt auch keinen Besitzum des einen am anderen, ja, kommt nicht einmal die Person, sondern lediglich den Geist dessen, der sich ihr naht. Sie, Frau Madelaine Vernet, rechnen noch viel zu viel mit dem Triebhaften der Menschen, wir sind keine Tiere mehr. Wir sind die Krone der Schöpfung, wie sich der Pfaffe ausdrückt, wird sind Götter und keine Viecher. Was die Menschen ihren Naturtrieb nennen, das ist längst kein Naturtrieb mehr, das ist ganz künstlich gezüchtete Geilheit, das hat eine zwei Jahrtausende alte Schweinekultur gezüchtet und davon müssen wir uns erst mal freimachen, und dann wollen wir ein Wort weiter reden. Wenn Sie schon wirklich auf die Viecher sehen und sich an diese halten wollen, dann halten Sie sich an die Wahrheit, daß die Viecher nur eine ganz bestimmte kurze Zeit lang Brunstzeit haben. Nachher sind sie beruhigt, zufrieden. — Der Mensch aber, das Vieh, hat immer Brunstzeit, Tag und Nacht, Sommer und Winter. Das ist der grobe, grobe Irrtum, dem alles Unglück auf der Welt entstammt, nämlich, daß die Menschen glauben, ihre Geilheit oder Geschlechtstrieb sei Liebe. Wo wahrhaftig Liebe vorhanden ist, da ist sie auch beständig. Der geschlechtliche Akt ist so belanglos, wie der Kuß und der Gruß und kann bei großen liebenden Menschen nie die Veranlassung zu Eifersucht sein. Ueberhaupt gibt es derartiges unter Idealgestalten nicht und der Mob geht mich nichts an, der kann machen, was er will. Diese mögen sich um ein Weib, einen Mann die Augen auskratzen und anschließen wegen kleiner geschlechtlicher Angelegenheiten. Große Menschen verstehen sich und lieben sich immer; es ist nicht so

wichtig, wer der Vater des Kindes ist, denn unter großen Menschen liebt ein jeder jedes Kind wie sein eigenes. — Sie messen der sexuellen Befriedigung eine zu große Bedeutung bei. Das Sexuelle ist nicht wichtiger oder unwichtiger wie alle anderen leiblichen Bedürfnisse, wenn wir einmal nicht mehr soviel daran denken, und mehr einfacher und natürlicher darüber reden, dann erst wird alles besser auf diesem Gebiet aussehen. Sie sind sehr, sehr naiv, Frau Madelaine Vernet, „die Liebe ist ein Kuß“. Ein Kuß ist nicht mehr wie ein Handschlag, etwas sexuell untermischt, aber die Liebe, daß ist eben doch die Liebe. So wie die Sonne die Sonne ist und ihr Strahl der Sonnenschein, ist vielleicht der Kuß. Sie verwechseln da ein bißchen sehr stark die Begriffe. Verwirrung! Sie sind verwirrt, Frau Madelaine! Die Ehe ist ein Gefängnis! Das stimmt; aber die wahre Liebe kann auch im Gefängnis und im Zuchthaus blühen. Summa summarum bin ich mit Ihrem Artikel einverstanden, aber sie machen einen Kapitalfehler. Sie reden immer von Bedürfnis. Mir taucht schon fast der Gedanke an eine riesengroße Sexualbedürfnisanstalt auf, wenn ich das Wort Bedürfnis immer und immer wieder lese. Es ist eben zu viel Kleinhandwerk in Ihrer Schrift. Man soll überhaupt keinen Mann und keine Frau begehren, sondern die Liebe stellt sich ein, der Geschlechtsakt stellt sich ein — ungerufen. Die Liebe will so wenig gerufen sein wie der Schlaf. Sie muß kommen. Wer sie begehrt und herbeizieht, schändet sich. Sie muß bei beiden Teilen entstehen. Der freie Mensch, der nach innen horcht, begehrt da nie eine Gemeinheit; er weiß, fühlt in seinem Herzen alles. Ich habe nie einem Menschen Anlaß gegeben, mir undankbar zu sein. Ich bin immer frei! Wer nicht auch das sexuelle Leben des Weibes kennt und ihm gerecht wird, ist noch kein ganzer Mann und kann Liebe gar nicht feststellen zwischen sich und seiner Frau! Die völlige Gleichberechtigung der Frau auf allen Gebieten erkenne ich voll an, also auch in Punkte freie Liebe. Es gibt kaum einen größeren Schandfleck, kaum eine größere Gemeinheit, keine anklagenderen Wesen, als die alten Jungfern, ein Produkt des heutigen Staates, der heutigen Gesellschaft, die eine Million deutscher Mädchen, die keinen Mann kriegen können, weil sie überzählig sind. Diese Wesen sind in ihrem reiferen Alter alle krank; kein schlabberiges Pfaffenmaul, keine Regierung erwähnt sie. Die meisten Ehefrauen sind auch nicht zu beneiden, denn mit dem heutigen Männermaterial sieht es tröstlos aus; allein nichts erlebt haben, das ist weit schlimmer als Unglück-erlebt zu haben. Zu dem kommt die Verlogenheit, sie haben nicht gemocht und die gänzliche sexuelle Verkrüppelung. Tausend mal besser eine Hure werden, als eine reine Jungfrau bleiben. Denn das sind veraltete bürgerliche Begriffe, worum sich die, die sie dem Volke lehren, selber einen Dreck kümmern. Wodurch man das Volk kusch und in Schach hält, ist die Moral der Verlogenheit, und das ist mir lieb an Ihnen, daß Sie mir helfen, alte, verrostete Anschauungen und Begriffe zu zerstören! Das ist das gefährliche Gestrüpp, das Unterholz, was fortgeräumt werden muß, sonst bleibt die kommende Revolution darin hängen! Freiheit, Freiheit über alles! Und zur Freiheit gehört auch die Freiheit der Liebe. Und das ist immer die Frage der Muschelpeter: „Was soll denn aus den Kindern werden!“ Seid unbesorgt, aus denen wird mehr, wie aus euch geworden ist. Nun noch einmal zurück zu Ihrem Artikel. Sie schreiben, Sie können Ihr Verlangen ebensowenig unterdrücken wie den Hunger! Sie beharren bei der Meinung, daß Liebe und Verlangen verschiedene Dinge sind. Nun, ich sage Ihnen, verlangen tut der vollgefressene Pöbel, Liebe verlangt nicht, sondern wartet; jedoch kann sie auch überfallen, aber ohne Berechnung! Aus Freude, ohne Gier! Aus Herzlichkeit! Liebe hat eben kein Programm und nimmt sich nichts vor. Das vorgenommene Vergnügen hat noch niemals getaugt, war immer schal; aber die Ueberraschung, durch die Situation, die unbestellte, das ist das Glück. Darum denkt nicht daran und redet nicht soviel davon, um so eher wird es kommen „das Glück“.

Franz Kaiser, München.



Infolge Raummangel erscheinen die eingesandten Briefe (und Antworten) erst wieder ab nächster Nummer.
Die Schriftleitung.

Aufsehen erregende Enthüllungen!!!

**Der Pfaffe im Bordell
Nackter Gottesdienst**

Die Perversitäten am Altar Gottes

Aufsehen erregende Enthüllungen über die Schweinereien eines im Bordell verhafteten Priesters

bringt die nächste Nummer der „Schwarzen Fahne“ die am 1. Oktober erscheint!

In unserer

Buchhandlung Berlin C 2, Parochial-Str. 29

erhalten Sie sämtliche

anarchistisch-kommunistische Literatur

sowie aufklärende Schriften auf dem Gebiete der

Sexual-Wissenschaft.

Arbeiter! Klassengenossen!

Am 1. Oktober erscheint eine neue Zeitung

„Rebellen“

die sich zur Aufgabe gemacht hat, in allen noch säumigen Arbeitern das Klassenbewußtsein zu wecken. Die erste Nummer behandelt den Kämpfer Eugen Levine und unsere Stellung dazu.

Alle Zuschriften sind zu richten an **WIII Grebel, Neukölln, Steinmetzstr. 69.** Einzelpreis 10 Pfg.

„Die Seele des Proletarischen Kindes“

von **OTTO RÖHLE.**

Eine Waffe gegen die Autoritätsduselei. Ein Buch der Erkenntnis. Eltern, Erzieher und vor allem die Menschen der Jugendbewegung sollten dieses Buch lesen.

Umfang 216 Seiten. Ganzleinenband. Preis 3,50 Mark.

Für die Leser der Schwarzen Fahne und der Freien Jugend nur **3,00 Mark (portofrei).**

Die schwarzen Hefte eine Serie anarchistischer Literatur, pro Bd. 0,25 Mk.

Bd. 1: Peter Kropotkin, Anarchistische Moral; Bd. 2: „Fluch den Waffen“, mit Beiträgen von Tolstoi, Ernst Friedrich u. a.; Bd. 3: „Eine königliche Republik“; Bd. 4/5: Die Vertolgung des Anarchismus in Sowjet-Rußland.

Antimilitaristische Abzeichen (Anstecknadel) zwei Hände zerbrechen ein Gewehr, gegen Voreinsendung des Betrages

Mk. 0,60 und Mk. 0,10 Porto.

„Liebe — ohne unerwünschte Kinder!“

Die Mittel zur Verhütung ungewollter Empfängnis und Schwangerschaft.

Diese neu erschienene Broschüre ist eine ausführliche Belehrung für Männer und Frauen über die Verhütung ungewollter Schwangerschaft und eine Aufklärung über die Schädlichkeiten unrichtiger Mittel. Es versäume daher niemand, diese hochwichtige Broschüre sich anzuschaffen. Sie ist durch unsere Vermittlung, gegen Einsendung von 25 Pfennig und 5 Pfennig Porto (auch in Marken) zu beziehen. Verlag der „Schwarzen Fahne“, Berlin C. 2.

Straßenhändler

bei sehr hohem Verdienst sucht „Die schwarze Fahne“.

Arbeiter-Kunst

„Einführungen in Leben und Werke proletarischer Künstler“ Band I: Der proletarische Dichter Oskar Kanehl. Herausgegeben von Ernst Friedrich. 45 Seiten stark Mark 0,50.

Wir klagen an...

6 handkolorierte Originallithographien von Paul Eickmeier, Metallarbeiter

Eickmeier ist einer der besten Vertreter der von Ernst Friedrich im Juli 1919 in Berlin begründeten ständigen Ausstellung: **Arbeiter-Kunst.** Dieses proletarische Unternehmen ist keine begrenzte, einseitige Institution irgend einer bestimmten Partei oder Organisation, stellt sich aber bewußt auf die Seite des um seine Befreiung aus geistiger und wirtschaftlicher Unterdrückung kämpfenden Proletariats.

Preis dieser Mappe auf Japanpap. in Büttenumschl. 5 M., (signiert 10 M.)

George Gross, Das Gesicht der herrschenden Klasse brosch. 2,—, geb. 3,60 M.

Abrechnung folgt brosch. 2,—, geb. 3,60 M.
Die Kunst ist in Gefahr 0,75 M.

Max Herrmann, Dichter für das revolutionäre Proletariat Bd. Emile Zola 0,75 M.

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Ich abonniere die Wochenschrift: „Die schwarze Fahne“ und zwar monatlich für 50 Pfg. — vierteljährlich für 1,50 Mk. bei portofreier Zusendung. Betrag sende ich im voraus ein.

Name:

Ort:
und Straße

Adresse:

Sehr deutlich schreiben!

Endlich: Das große Werk im Sinne der deutschen Verfassung: Artikel 148

Eröffnung am 1. Oktober 1925 des von ERNST FRIEDRICH begründeten Internationalen Anti-Kriegsmuseum

Berlin C 2, Parochialstr. 29, 5 Minuten vom Polizeipräsidium.

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“: Menschen-abschlachtungsinstrumente: Verbrecherisches Kinderspielzeug Nordabzeichen: Kriegsbilder: Bücher: Gegenstände aller Art

Das Museum ist täglich (auch Sonntags) von 10 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends geöffnet: Öffentliche Vorträge und Versammlungen Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfg., Kinder 10 Pfg., Soldaten und Polizeibeamte frei!

Viertägiger Kursus.

2., 3., 5. und 6. Oktober, 7^{1/2} Uhr abends, Berlin, Gipsstraße 23a (Schulaula)

Otto Röhle

über

Angewandter Marxismus.

1. Abend: Die Entwicklungsformen der Arbeit.
2. Abend: Die Entwicklungsformen der Gesellschaft.
3. Abend: Die Entwicklungsformen der menschlichen Beziehungen.
4. Abend: Die Entwicklungsformen der Ideologie.

Der Referent wird alle Spielarten des Marxismus und Antimarkismus behandeln. Jeder Vortrag wird etwa 1^{1/4} Stunde dauern, so daß in breiter Diskussion sich auch die Kursusteilnehmer an der Klärung der Probleme beteiligen können.

Wir erwarten regsten Zuspruch zu dem Kursus. Teilnehmerkarten 1,— Mk.



XX 457 XX 457

Die Polizei verbietet „Die schwarze Fahne“

Aus dem Inhalt: Die Verhütung der Schwangerschaft — Sexualmoral in Rußland — Die freie Ehe — Die Bluthunde in Bulgarien — Die letzten Tage eines zum Tode Verurteilten — Zeichnung von George Groß u. a.

Nr. 6 — 1925

Preis 20 Pf

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

<p>Erscheint am 1., 10. u. 20. jed. Monats. Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“. Redaktionschluss am 5., 15. und 25. jeden Monats.</p>	<p>Man abonniert durch den Verlag, Berlin C. 2, Parochialstr. 29. Abonnementspreis: Monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1,80 Mk. bei portofreier Zusendung.</p>	<p>Schweiz Auslieferung: „Freie Jugend“, Bern Tschärnerstr. 14 Postcheck: III 2553</p>	<p>Oesterreich Auslieferung: Joseph Hauser, Steyr Wehrgraben B 1/1</p>	<p>Deutschland Redaktion und Verlag: Berlin C. 2, Parochialstr. 29 Postcheck: Verlag Freie Jugend Nr. 667 83</p>
--	--	---	---	---

100 Millionen erschwindelt von einer staatlich konzessionierten Schwindelfirma

Ein Kriegsgewinnler

der seine „Friedenszigarre“ raucht, auf Kosten der Kriegsoffer und Ausgebeuteten



Der Kapitalist, der Kriegsgewinnler in jedem Lande

Der sich auf Daunen dehnt. / Der in der Loge lehnt. / Der in Palästen wohnt. / Der die Gesundheit schont. / Der aus Brillanten blüzt. / Der auf dem Geldsack sitzt. / Der's in den Bauch reinschlägt. / Der sich den Vollbart pflegt. / Der mit der Bügelfalte. Der in Parfüm. Der in Lack. / Der mit der „Ehre“, „Moral“ und dem „guten Geschmack“. / Der mit dem Einglas. Der mit dem Schmiß. / Der mit den Achselstücken. Der mit dem Cerevis. / Der sich vor Thron und Altar beugt. / Der Untertan, der nur gehorcht und schweigt. / Der uns in Krieg und Haß gehetzt. / Der uns belogen hat. Immer und jetzt. / Der mit Maschinengewehren und Bajonett. / Arbeiter, eure Revolution zertritt. / Bürger heißt der. Bourgeois oder Bürger. / Werk tätiges Volk. Das ist dein Erwürger. / Der saugt dein Blut. Der ißt dein Brot. / Der sperrt dich ein. Der schießt dich tot. / Mit dem wird dir Befreiung nicht. / Steh auf, Prolet! Zum Weltgericht!

Oskar Kanehl.

Ein Kriegsverletzter, dem

beide Arme weggeschossen sind

beim Versuch, sich mit Hilfe einer Armprothese eine Zigarre anzuzünden. Die Streichhölzer-schachtel muß er mit den Knien festhalten



Der kriegsverletzte Proletarier (der Kriegsverlierer in jedem Lande)

Nach Kalkulationen, welche gemacht wurden von der Internationalen Dienststelle der Arbeit in Genua, hinterließ der Weltkrieg 6539000 Invaliden. Den größten Teil von ihnen besitzt **Deutschland 1537000 und Frankreich 1500000**. England besitzt 300000, Italien 800000, Rußland 775000, Polen 320000, Tschechoslowakei 236000, Vereinigte Staaten von Amerika 157000, Belgien 50000, Rumänien 100000, Oesterreich hat bezüglich seiner Einwohnerzahl sehr viel Invaliden, 161.000, das heißt 6,1% auf 100 Einwohner. Groß ist auch die Zahl der französischen Invaliden in prozentualer Beziehung, nämlich 3,8. In Deutschland sind es auf 100 Einwohner 2,6, in Polen 1,2, in Italien 2,1 in England 1,9 Invaliden. Die wenigsten Kriegsinvaliden hat Amerika, wo auf 1000 Einwohner 1 Invalide kommt. (Aus „Heroldo de Esperanto“.)

Zur Stadtverordneten-Wahl in Berlin



Die Waffen der Reaktion! — Die Waffen der Arbeiterklasse?

Arbeiter wählt nicht

Wenn ihr einem Bürgerlichen eure Stimme gebt, unterstützt ihr diejenigen, die euch aushungern, und erweist damit, daß ihr der Knute, die euch niederhält, wert seid. Wenn ihr aber einen Arbeiter wählt, macht ihr aus euresgleichen neue Herrscher und beweist damit, daß ihr nicht imstande seid, euch von der Unterdrückung zu befreien und nur die alten Ketten gegen neue eintauschen wollt.

Die Wahlen können, abgesehen von dem bequemen Weg, der hiermit den neuen Herrschern gebahnt wird, nur dazu dienen, die heutigen Zustände und den Mangel an Tatkraft zu verewigen. Wenn ihr die Freiheit haben wollt, müßt ihr sie nehmen.

Die wenigen Fortschritte, die verwesentlicht wurden, sind lediglich erreicht worden durch den Schreck, den das Volk seinen Herrschern gelegentlich einzujagen mußte, und diese Freiheiten gehen wieder verloren, sobald das Volk aufhört darüber zu wachen und sich auf seine Herrscher verläßt.

Keinen Sozialisten ins Parlament

Wer für das Volk streiten will, muss unter dem Volk bleiben

Der letzte Tag eines zum Tode Verurteilten

Von Viktor Hugo

Copyright by der MALIK-VERLAG, Berlin 1925

(Fortsetzung)

Die Knechte faßten mich unter die Achseln, ich erhob mich und ging. Mein Gang war schlaff, ich knickte ein, als ob ich zwei Knie an jedem Beine hätte.

Beide Flügel des äußeren Tores öffneten sich. Rasendes Geschrei, kalte Luft, weißes Licht drangen herein. Aus der Tiefe des finsternen Gemaches sah ich mit einemmal durch den Regen die tausendköpfige Menge. Rechts von ihnen stand eine Reihe von Gendarmepferden, von denen ich durch die niedrige Tür nur die Vorderfüße und die Brust sehen konnte. Mir gegenüber eine Abteilung Soldaten, links das Hinterteil eines Karrens, mit einer angelehnten steilen Leiter. Dies Bild erschien im Rahmen der Gefängnistür.

Ich hatte all meinen Mut für den gefürchteten Augenblick aufgespart. Drei Schritte ging ich vorwärts und erschien auf der Schwelle.

„Da ist er! Da ist er!“ brüllte die Menge. „Er kommt! Endlich!“

Die mir am nächsten standen, klatschten in die Hände, als erschiene der König. Das hätten sie vielleicht weniger gefeiert.

Es war ein gewöhnlicher Karren mit einem verhungerten Gaul davor. Der Kutscher hatte einen blau und rot gestreiften Kittel an, wie ihn die Gemüsegräbner bei Bicêtre tragen. Der dicke Mann stieg zuerst auf.

„Guten Tag, Herr Sanson!“ schrien Kinder, die sich am Gitter angeklammert hielten. Ein Knecht folgte ihm. „Bravo, Mardi!“ schrien sie wieder. Beide setzten sich auf das Bänkechen vorn. Nun war ich an der Reihe. Ziemlich fest stieg ich hinauf.

„Er geht ganz gut!“ sagte eine Frau neben den Gendarmen. Das grausame Lob flößte mir etwas Mut ein. Ich setzte mich mit dem Priester auf das Bänkechen hinten, auf den bequemeren Platz, mit dem Rücken gegen die Fahrt. Ich schauderte über diese letzte Zuvorkommenheit. Darin sind sie menschlich.

Ich wollte mich umsehen. Gendarmen vorn, Gendarmen hinten, dann die Menge, die Menge, ein Meer von Köpfen auf dem Platz.

Ein Offizier gab ein Kommando. Der Karren und die Gendarmen zu Pferd setzten sich in Bewegung. Wir fuhren durch das Gittertor. Da erhob sich ein Gebrüll vom Pflaster bis zu den Dächern, — von den Brücken und Kais, schallte es zurück, als sollte die Erde erbeben.

Wir fuhren. „Hut ab, Hut ab!“ schrie es aus tausend Mündern. Wie für den König. Ich lachte verzweifelt und sagte zu dem Priester: „— Sie die Hüte ab, ich den Kopf.“

Im Schritt ging es weiter. Auf dem Blumenkai duftete es stark. Es ist Markttag. Die Blumenmädchen haben ihre Stände verlassen, um mich zu sehen.

Gegenüber, vor dem viereckigen Turm des Justizpalastes, liegen Kneipen, deren Vorplätze voll freudiger Zuschauer sind, viele Frauen. Die Wirte haben einen guten Tag. Man hat Tische, Stühle, Gerüste und Karren vermietet. Alles biegt sich von Zuschauern, Händler mit Menschenblut schreien aus vollem Halse:

„Wer will einen Platz?“
Wut ergriff mich. Fast hätte ich geschrien: „Wer will den meinen?“

Der Karren fuhr weiter. Immer verschwanden Leute hinter uns und stellten sich an anderen Punkten meines Weges auf. Trotz des Nebels und des spinnennetzartigen hell-schimmernden Regens entging mir keine Einzelheit um mich herum, zu meiner Qual. Ich versuchte, mich in den Gedanken an Gott zu vertiefen. Aber jeder Stoß des Karrens erschütterte mich. Ich empfand plötzlich eine große Kälte. Der Regen hatte meine Kleider durchweicht und die Kopfhaut durch das kurzgeschorene Haar hindurch genäßt. Ich zitterte, ach, nicht nur vor Kälte.

Am Ende der Brücke bedauerten mich Frauen, weil ich so jung sei. Jetzt fuhren wir über den Kai des Todes. Ich sah und hörte nichts mehr. All diese Stimmen, all diese Köpfe an den Fenstern, in den Türen, in den Läden, auf den Laternenpfählen, diese blutdürstigen grausamen Zuschauer, die mich alle kannten und von denen ich niemand kannte, dieser Weg mit menschlichen Gesichtern gepflastert und ummauert. Ich war wie trunken, wie von Sinnen unter dem Gewicht der zahllosen Blicke. Ich schwankte auf der Bank hin und her und unterschied die Ausrufe des Bedauerns nicht mehr von denen der Heiterkeit, das Lachen nicht mehr vom Weinen. Es war ein verworrenes Getöse, das in meinem Kopf wie metallenes Echo widerhallte.

Die Verhütung der Schwangerschaft

ist eine moralische Pflicht für alle Frauen und Mädchen, die sich in großer wirtschaftlicher Not befinden, die in ungesunden Wohnungen hausen müssen und einem neugeborenen Kinde nicht die nötige Pflege angedeihen lassen können.

Ein Kind darf vor allem nur dann geboren werden, wenn es der ausgesprochene Wunsch und Wille der Eltern, insbesondere aber der Mutter, ist!

99 Proz. aller zweibeinigen Säugetiere, den sogenannten „Menschen“ — nur 1 Proz. hat Anrecht auf den Titel: Mensch — sind Ergebnisse von Bettfreuden oder Dummheiten!

Leider können wir in dieser Zeitung auf dieses Thema heute nicht näher eingehen, weil „Die schwarze Fahne“ Nr. 5

von der Polizei verboten wurde

und infolgedessen übereilt und ohne Vorbereitung diese neue Nummer 6 gedruckt werden mußte. Wir werden aber in der nächsten Nummer (7) auf dieses Thema zu sprechen kommen, weil wir es für unsere Pflicht halten, unsere Mitmenschen in diesen Fragen aufzuklären, ihnen Rat und eventuell auch Hilfe zu gewähren.

Für heute sei nur auf einen erfreulichen Richterspruch hingewiesen, der allerdings nicht in Preußen-Deutschland zu erwarten gewesen wäre. Verglichen mit dem Richterspruch gegen den Apotheker Heiser in Berlin, der wegen Vergehen gegen den Paragraph 218 (Abtreibungen)

4 (vier) Jahre Zuchthaus

erhielt, verglichen mit diesem Schandurteil ist der Freispruch der österreichischen Geschworenen in einem Kindesmord-Prozeß geradezu ein Lichtblick.

Die ausgezeichnete Wochenschrift: „Der neue Republikaner“ in Graz berichtet darüber folgendes:

Ein begrüßenswerter Geschworenen-Wahrspruch

Vorige Woche hatten sich die Grazer Geschworenen u. a. mit einem Kindesmord zu befassen und in beiden Fällen auf einen Freispruch erkannt.

Darüber großes Verstehen unter den Gerechten, aber auch große Empörung unter den Hirn- und Herzlosen.

Sehen wir uns die Sache einmal näher an:

Eine arme bäuerliche Hausgehilfin wird durch einen ebenso armen Bauernknecht — die Reichen werden nämlich niemals Bauernknechte oder Hausgehilfinnen — geschwängert. Das Mädchen kommt nieder, verliert seinen Dienstplatz und kann wegen des Kindes keinen anderen Posten mehr finden. Arm und verlassen von der Welt — des Kindes Vater hat unterdessen auch seine Arbeit verloren und ist außerdem noch ein loser Geselle, der sich von der jungen Mutter und seinem Kinde nun losschrauben will — irrt sie in ihrem trostlosen Unglück in die Weite. Wohin soll sie sich wenden? Den Säugling im Arm, so wandert sie in Gratwein längs der Mur dahin. Ihre ursprüngliche Absicht war, für das Kind einen Kostplatz zu suchen. Nun sie auf dem Wege dazu ist, kommt ihr erst recht das ganze Elend und die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage zum Bewußtsein. Und sie denkt: Vaterlos, die Mutter eine arme Magd, was kann das Schicksal des Kindes sein? Soll sie es in das Findelhaus geben, von wo es irgendeinem Bauern als öffentliches Kostkind anvertraut wird? Jedermann kennt das Schicksal dieser Kinder: Mit fünf bis sechs Jahren wird es schon zu allen möglichen Arbeiten, zum Kühlen usw. herangezogen. Notdürftig gekleidet, ernährt nur von den Ueberbleibseln der Großen, als Findling lieblos behandelt, ohne Licht und Freude, so vegetiert es dahin, um dann ebenfalls als heimat- und rechtloser, abgemagerter bäuerlicher Diensthote ein qualvolles Dasein zu fristen.

Nein, das brachte die junge, verzweifelte Mutter nicht übers Herz. Also für sich behalten? Selbst aufziehen?

Wie, wenn sie mit dem Kinde niemand nehmen will?

Also dann das Kind auf eigene Rechnung in Kost geben!

Wie das, wenn sie selbst bloß 10 bis 20 Schilling im Monat verdient, der billigste Kostplatz aber 20 bis 30 Schilling pro Monat erfordert und des Kindes Vater nichts dazu gibt, nein, nichts geben will, noch geben kann, weil er selbst nichts besitzt? Hoffnungslos also ist ihre und des Kindes Zukunft und da wird sie zur Mörderin ihres eigenen Blutes: Sie wirft das Kind in die Mur. Bald darauf wird die kleine Leiche aus dem Wasser gezogen und die Täterin ausgeforscht und wegen Kindesmord unter Anklage gestellt.

Kindesmord! Ach, wie schaurig das klingt! Eine Mutter mordet ihr Kind! Grauensvoll! Daß diesen Mord aber nicht so sehr diese arme Mutter, sondern hauptsächlich ihre lieben Nächsten in Christo, unsere verruchte, heuchlerische, kapitalistische Gesellschaft auf dem Gewissen hat, nein, daran denkt niemand. Man denkt nur an die, die dem Kinde das Leben

Meine Augen lasen mechanisch die Ladenschilder. Einmal ergriff mich noch die Neugier, den Kopf umzuwenden, zu sehen, wohin ich fuhr. Es war die letzte Prahlerei des Verstandes. Aber der Körper versagte den Dienst, mein Nacken blieb gelähmt und schon wie tot. Ich sah nur links über dem Fluß den einen Turm Notre-Dame, von dem die Fahne weht. Es waren viel Leute auf dem Turm, von dort mußte man alles gut sehen können.

Mit einem Male hielt der Karren an und ich fiel mit dem Gesicht fast auf den Boden. Der Priester stützte mich: „Mut!“ flüsterte er.

Die Leiter wurde hinten an den Karren gelehnt. Er gab mir den Arm, ich stieg hinunter, machte einen Schritt, wollte noch einen machen und konnte nicht. Zwischen den beiden Laternen des Kais hatte ich das Entsetzliche gesehen.

Ich schwankte, als hätte ich den Streich schon erhalten.

„Eine letzte Erklärung —“ sagte ich mit schwacher Stimme. Und man brachte mich hierher. Ich bat, daß ich meine letzten Wünsche niederschreiben könnte. Sie banden mir die Hände los, aber der Strick liegt bereit neben mir und das übrige ist dort unten.

Ein Richter, ein Kommissar, irgendein Beamter ist gekommen. Mit gerungenen Händen bat ich ihn um Begnadigung. Er antwortete mit unheilvollem Lächeln, ob das alles sei, was ich ihm zu sagen hätte.

„Begnadigung! Begnadigung!“ wiederholte ich. — „Oder — aus Barmherzigkeit — noch fünf Minuten!“

Wer weiß, sie kommt vielleicht noch, meine Begnadigung. Es ist furchtbar, in meinem Alter sterben zu müssen! Schon oft kamen Begnadigungen im letzten Augenblick. Und wen sollte man begnadigen, lieber Herr, wenn nicht mich!

Der verruchte Henker! Er trat zu dem Richter heran und sagte, die Hinrichtung müsse zu bestimmter Stunde stattfinden und diese Stunde sei da. Er sei dafür verantwortlich, außerdem regne es und die Maschine könnte rostig werden.

„Oh, seid barmherzig! Nur noch eine Minute! um meine Begnadigung zu erwarten! oder ich wehre mich! ich beiße!“

Der Richter und der Henker sind hinausgegangen. Ich bin allein. Allein mit zwei Gendarmen.

Draußen das Heulen der Hyänen — Kann ich ihnen nicht doch noch entrinnen — Kann ich nicht noch gerettet werden — Unmöglich, daß man mich nicht begnadigt —

Oh — die Entsetzlichen — Ich höre — Ich glaube, sie kommen schon die Treppe herauf —

Vier Uhr.

gab und wieder nahm, keinen Augenblick aber an jene biedereren Moralheuchler, die Mutter und Kind zusammen nicht leben ließen, und zwar deshalb nicht, weil sie beide nichts besaßen, was allein Wert in dieser Verbrecherwelt besitzt: Geld, Auskommen, Existenz.

Und niemand denkt an den Haupturheber dieses Kindesmordes, an den Staat, diesen verruchten, der mit seinem elenden, herz- und hirnlosen § 218 diese arme Magd zu gebären gezwungen hat, ohne ihr und dem Geborenen aber auch nur die geringsten Mitteln zum Leben zu geben.

Da findet sich kein Ankläger, kein Richter, der sagen würde: Nein, wir haben kein Recht, einen Tod zu rächen, solange wir kein menschliches Leben garantieren können.

Mehr noch, dieselben Behörden sind es ja sogar, die hier den Tod rächen wollten, die die arme Dirn mittelst des bestialischen § 218 zum Gebären gezwungen hatten.

Dieselben Männer, Schrift- und Rechtsgelehrten, die ebenso kalt dieselbe Dirn, wenn sie für das Leben ihres Kindes einen Topf Milch gestohlen hätte, in den Arrest gesteckt haben würden, sie sind es, die nun auch den Tod eines Kindes verdammen wollten. Aber sie wollten es vielleicht nicht einmal, sondern sie mußten es, weil sie die Vertreter jenes Staates, jener Gesetze sind, die über Leben und Sterben gebieten, jedoch niemand leben lassen, wohl aber fallweise selbst zum Tode verurteilen, jene „Rechtsvertreter“, die Vertreter jenes Rechtes, das nur auf Unrecht, auf Gewalt und Herzlosigkeit aufgebaut und niemand verantwortlich ist, ob es nun krumm oder gerade geht, ob es nun die Menschen glücklich oder unglücklich macht.

Doch dieses Recht weiß nur die Armen, Rechtlosen zu fassen, jene Bedauernswerten, denen keine andere Hilfe geboten ist, als dieses Recht, um es in Unrecht zu versetzen.

Hingegen gibt es für jene, die Geld und Macht besitzen, kein Gesetz, um auch sie ins Unrecht zu stellen. Welche Frau fünf Millionen besitzt, die braucht keinen Kindesmord zu begehen, um sich vor einem großen, doppelten Unglück zu bewahren. Sie nimmt bloß die fünf Millionen, geht zu zwei Ärzten und läßt sich die Frucht nehmen und kein Staatsanwalt, kein Gericht, keine Mur, keine Gesellschaft erlebt etwas davon.

Ja, es gibt „Damen der Gesellschaft“, die sich vier- bis fünfmal die Frucht nehmen lassen, so daß der Arzt schon um die Gesundheit dieser ehrenwerten Auch-Mutter bangt und zur Vorsicht mahnt, obwohl diese Auch-Mutter mit ihrem Reichtum leicht zehn Kinder glänzend ernähren und aufziehen könnte. Doch sie will bloß in ihrer Lebensbequemlichkeit nicht gestört werden und deshalb nimmt sie die fünf Millionen aus der Schatulle und dreht damit dem § 218 samt seinen Schützern und Trabanten eine lange Nase.

Und weil schließlich das Leben doch hier und da auch langweilig ist, so geht sie dann und wann einmal zu einer Schwurgerichtsverhandlung, bei der ein Kindesmord zur Sprache kommt, empört sich über die „herzlose Mutter“, die ihr Kind lieber in die Mur warf, als es in Elend und Not leben zu lassen, schimpft über die Verlotterung der „unteren Klassen“ und lobt Gott den Herrn und die Gesetze, die vereint im Diesseits und Jenseits solche „ruchlosen Verbrechen“ verfolgen.

Das ist jene „gute Gesellschaft“, der allein die arme Magd aus Gratwein ihr „Verbrechen des Kindesmordes“ zu verdanken hat, denn wären diese weiblichen Hyänen der Gesellschaft auch so zum Austragen ihrer Leibeshöhle verdammt

als wie unsere armen Arbeiterfrauen und -Mädchen, dann gäbe es — ich wette meinen Kopf dagegen — schon längst keinen § 218 mehr, sondern dann würde das Fruchteabtreiben schon ambulatorisch wie das Zahnziehen besorgt werden und die öftesten würden unsere Damen der Gesellschaft, jene, die die arme Bauernmagd und ihren Freispruch am meisten verdammt und bekritelt haben.

Darum Hut ab vor diesen wackeren Geschworenen, die den Mut hatten, dieser elenden „guten Heuchler- und Mucker-gesellschaft“ die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, die da lautet:

Es gibt kein Recht auf Bestrafung eines in seiner Verzweiflung sein Kind mordenden Weibes, dem das Unrecht der Gesellschaft jede Lebensmöglichkeit nimmt. Und es gibt kein Recht auf Verdammung eines Säuglingsmordes, solange der Staat das Gebären erzwingt, ohne aber für das Leben des Geborenen aufzukommen.

Ihr gedankenlosen Moralheuchler, wer wagt es, den ersten Stein zu werfen nach dieser unglücklichen Mutter, deren Tat niemand als ihr selbst auf dem Gewissen habt, nämlich ihr alle, die ihr nicht für die Abschaffung des § 218 kämpft!

Mit Gott für König und Vaterland



Vielen schwer an Typhus erkrankten „Helden“, die sowieso sterben mußten, gab man in den letzten Tagen einfach nichts mehr zu essen, so daß dieselben elend verhungern mußten. Dann warf man sie in ein Erdloch, scharfte sie zu und setzte ihnen ein Kreuz mit der Inschrift:

✕
**Fürs Vaterland
auf dem Felde der Ehre
gefallen**

Aus der eigenartigen Lage des Verhungerten ist deutlich zu ersehen, daß der Sterbende in seinen letzten verzweifelten Kämpfen versucht, sich wieder aus der Grube zu retten, er ist aber dann elend verhungert.

Illustration und Text aus dem illustrierten Buch: „Krieg dem Kriege“ von Ernst Friedrich im Verlag „Freie Jugend“, Berlin C 2, Parochialstr. 29.

Das Feld der Ehre — wie es in Wirklichkeit aussieht

Sexualmoral in Rußland einst und heute

Die Prostitution ist zum ersten Male in der russischen Geschichte für ungesetzlich erklärt worden. Aber die Maßnahmen zu ihrer Beseitigung richten sich hauptsächlich gegen den Mann. Jede Bezahlung von Geld durch einen Mann zu diesem Zwecke an eine Frau, mit der er nicht regelmäßig zusammenlebt, ist ein strafbares Vergehen des Mannes.

Die früheren, von der Regierung überwachten öffentlichen Häuser, wo Mädchen für bestimmte Preise zur Verfügung gestellt wurden, sind geschlossen worden. In zaristischen Zeiten waren diese Häuser anerkannte Regierungsinstitutionen; die Eröffnungszeremonien wurden von einem Polizeioffizier geleitet, und das Haus wurde von einem russischen orthodoxen Priester gesegnet. Man kann wahrscheinlich noch heute in

den großen Städten private und illegale Häuser finden, und die Delegation hat viele Frauen gesehen, die wegen Betriebe solcher unmoralischen Häuser Gefängnisstrafen abbüßten. Solche Kuppelerei zum Zwecke des Profits wird sehr streng vom Gesetz geahndet.

(Diese Schilderung beschreibt das Gegenteil von den Zuständen in der freien demokratischen Republik Deutschland, wo man heute noch in Braunschweig, Hamburg, Bremen usw. ganze Straßen findet, in denen konzessionierte Prostituierte wohnen und wo man, wie auch in Jena, Berlin usw., dieses „Gewerbe“ mit Steuern belegt. Anm. d. Red.)

(Seite 127/28 aus dem „Offiziellen Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation nach Rußland.“)

Die freie Ehe

Von Dr. Felix Sernau

Die Zahl solcher völlig zerrütteter, aber dennoch nicht scheidbarer Ehen wurde bereits vor Jahren allein für Berlin auf etwa 10 000 geschätzt. Und so existiert denn auch hier in Berlin — übrigens auch in Wien — ein Verein für Ehescheidungsreform, dessen sämtliche Mitglieder solch unglückliche Menschen sind, die, mitunter schon seit zehn bis zwanzig Jahren in gänzlich zerrütteter Ehe lebend nur um deswillen nicht geschieden werden können, weil dies die lebensfeindlichen §§ eines sich weise dünkenden Gesetzgebers nicht gestatten. Ein solches Mitglied sagte einmal, er habe seine Frau schon solange Jahre — ich glaube er sprach von acht oder zehn — nicht mehr gesehen, daß er sie kaum noch wiedererkennen würde! Ein im Sinne des Gesetzes hinreichender Scheidungsgrund war aber gleichwohl nicht vorhanden! Der Gesetzgeber hat sich nun nicht nur darauf beschränkt, diese weisen Gesetze auszuarbeiten, sondern er hat sie auch mit der bekannten deutschen Gründlichkeit begründet. Allein zum vierten Teile des BGB., daß das uns hier interessierende Familienrecht behandelt, hat ein über tausend Seiten starker Band der sogenannten „Motive“ das Licht der Welt erblickt, zu deutsch: der Beweggründe, von denen sich der Gesetzgeber bei der Abfassung seiner Gesetze hat leiten lassen. Um nun zunächst die systematische Erschwerung der Ehescheidung allgemein zu rechtfertigen, sagt also dieser Gesetzgeber in seinen Motiven, daß „der christlichen Gesamtanschauung des deutschen Volkes entsprechend im Eherechte, was die Scheidung vor dem Tode eines der Ehegatten betrifft, nicht das Prinzip der individuellen Freiheit herrschen darf, sondern die Ehe als eine von dem Willen der Ehegatten unabhängige sittliche und rechtliche Ordnung anzusehen sei.“ Mit anderen Worten: die Ehe kann zwar lediglich auf Grund des persönlichsten Willens zweier Menschen geschlossen werden, und Staat wie Kirche beileben sich, auch dem allerunmöglichsten Paare die Pforte zu diesem Heiligtum so breit wie nur möglich zu öffnen. Ein Zurück dagegen gibt es grundsätzlich nicht, weil dies, wie wir hörten, der christlichen Gesamtanschauung des deutschen Volkes widerspricht. Also ganz wie für die Kriegsfreiwilligen traurigen Angedenkens die Freiwilligkeit aufhörte, sobald sich nur das Kasernentor hinter ihnen erst einmal geschlossen hatte, so steht auch eine unsichtbare Macht bereit, um jedesmal, wenn zwei Menschen sich lediglich ihrer persönlichen Interessen halber ehelich verbunden zu haben verneinen, sie prinzipiell unwiderruflich aneinander zu schmieden, wie heftig sie auch nach kürzerer oder längerer Zeit wieder auseinanderstreben. Also, selbst wenn auch beide Gatten einer kinderlosen Ehe oder einer solchen, in der die Kinder bereits großjährig und auf eigenen Füßen stehen, keinen schmerzlicheren Wunsch als den der Trennung haben, wenn also schlechterdings von irgendwelchen zu schützenden Rechten Dritter beim allerbesten Willen nicht die Rede sein kann, wird auch solch Eheleuten wegen der Kleinigkeit „unüberwindlicher Abneigung“ die Scheidung verweigert! Damit sich jedoch der gewöhnliche Sterbliche über den Sinn solcher Gesetze nicht vergeblich den Kopf zu zerbrechen braucht, läßt sich der Gesetzgeber auch für diesen Spezialfall in seinen Motiven zu der grandiosen Erklärung herab, daß bei der Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung die Willkür der Ehegatten als Grund der Scheidung hervortrete. Es liege deshalb die Gefahr nahe — so orakelt er weiter — daß im Volke diese

Willkür als der wahre Grund der Scheidung angesehen und dadurch das Ansehen und die Würde der Ehe, die Auffassung der letzteren als einer „höheren objektiven Zwecken“ dienende Institution, im Bewußtsein des Volkes gelockert werde. Also auf gut Deutsch: wenn zwei, die zueinander zu gehören glauben, aus beiderseitigem Wunsch und Willen eine Ehe eingehen, dann ist das eine gottgefällige und staatsertreffende Tat; wenn aber dieselben beiden Menschen aus demselben Wunsch und Willen wieder in Ruhe und Frieden auseinandergehen möchten, dann ist (auch wenn, wie gesagt, keine Kinder vorhanden sind) diese selbe Erwägung dieser selben beiden Menschen, bloß mit negativem Vorzeichen versehen, plötzlich eitel Willkür, und es wird, wenn man dieser Willkür Gehör schenkte, das Ansehen und die Würde der Ehe, nach Ansicht des Gesetzgebers wenigstens, in den Staub gezogen. Der gewöhnliche Sterbliche mit seinem simplen Menschenverstande wäre hier geneigt, gerade zu dem entgegengesetzten Ergebnis zu gelangen. Er würde annehmen, die Würde der Ehe sei besser gewahrt, wenn man zwei Menschen, die eine unüberwindliche Abneigung gegeneinander gefaßt haben, wieder auseinandergehen ließe. Ja, ich persönlich, falls ich zum Hüter der Ehe bestellt wäre, würde eifrig auf solche innerlich zerfallenen Ehen fahnden, um sie schlimmstenfalls sogar gegen ihren Willen zu trennen, weil m. E. der Würde der Ehe damit weit besser gedient wäre. Statt dieser sogenannten Begründungen, wobei man im Geiste orientlich die Schweißtropfen vom Haupte des Gesetzgebers herunterfallen sieht, wäre es doch viel einfacher und vor allem auch ehrlicher gewesen, der Gesetzgeber hätte, wozu er ja bereits durch den Hinweis auf die „christliche Gesamtanschauung“ den besten Ansatz gemacht hatte, als er zum Eherecht, mindestens aber zum Scheidungsrecht übergang, klipp und klar gesagt, jetzt hat der Kollege von der theologischen Fakultät das Wort! Und in der Tat! Um die prinzipielle Untrennbarkeit der Ehen zu motivieren, ist man, da der Verstand sehr schnell den Dienst versagt, genötigt, zu übersinnlichen Motiven seine Zuflucht zu nehmen, wie sie ja in der Religion zu Hause sind. Noch immer beherrscht der alte Satz unser gesamtes Eherecht: „Quod deus coniunxit, homo non separat, was Gotte zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen.“ Zwar ist weder im Alten, noch im Neuen Testament ein genügender Anhalt für diesen Ausspruch vorhanden, ganz zu schweigen davon, daß sich der Verstand dagegen heftig aufbäumt; denn wenn man diesen Satz in sein genaues Gegenteil verkehrt, daß nämlich der Mensch nicht mittels seiner verbohrteten Gesetze zusammenhalten soll, was Gott getrennt hat, so dürfte weit eher ein Sinn hineinkommen. Und so hat denn auch das Papsttum, das ja in erster Linie für diesen Ausspruch verantwortlich zeichnet, selbst nicht einmal die Konsequenzen aus diesem Dogma gezogen, als es ihm, einstens so in seinen Kram paßte. Als nämlich der streitbare Mönch Hildebrand von Siena als Papst Gregor VII. den Priester-Zöllibat mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht einführte, da durften die bereits verheirateten Priester ihre doch ebenfalls „unlöslichen“ Ehen nicht nur lösen, nein, sie wurden sogar gezwungen, Weib und Kinder zu verstößen; wohl ein eklatanter Beweis dafür, daß man die Schriften, die man die „heiligen“ nennt, so auslegen kann, wie man es jeweils benötigt! Die Frauen der Priester jedoch, die sich diesem rigorosen und nicht gerade sehr christlich anmutenden Gebote widersetzen, wurden mit

Ausdrücken wie Metzgen, Buhlerinnen und Lustdirnen belegt, um hier nur die mildern anzuführen, also just mit eben denselben Kosenamen, wie sie auch heute noch für jede sich ohne staatliche Genehmigung der Liebe ergebene Frau so gerne gebraucht werden.

Weit davon entfernt, antikirchliche Propaganda treiben zu wollen, interessieren hier die religiösen Dinge lediglich insofern, als sie mit der Ehe sich engstens berühren. Worauf es hier in diesem Zusammenhange einzig und allein ankommt, ist die Tatsache, daß jenes noch nicht einmal vom religiösen, geschweige denn vom vernunftgemäßen Standpunkt zu motivierende Dogma von der Unlösbarkeit der Ehe infolge der traditionellen Alliance des Gesetzgebers mit dem Theologen bis zum heutigen Tage in unserem Eherecht herumspukt und so Millionen von Ehen zur Hölle gemacht hat. Es sollte aber gleichzeitig auch gezeigt werden, daß alle Versuche, das Eherecht an Haupt und Gliedern zu reformieren, an dem vereinten Widerstande dieser allierten Großmacht für absehbare Zeiten zuschanden werden müssen. Hat doch kein Geringerer als ein Bismarck vor ihr die Segel streichen müssen. Es wäre allerdings, wie schon an anderer Stelle einmal betont, völlig undenkbar, daß solche vorsintflutlichen Gesetze auch nur noch eine Stunde länger bestehen könnten, wenn sie nicht von der gedankenlosen und trägen Masse zwar nicht gehalten, aber ertragen würden.

Wie einst ein schwedischer Staatsmann seinem Sohne schrieb: „Du ahnst ja gar nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird“, so möchte ich sagen: man ahnt ja nicht, wie gedankenlos wir „vernunftbegabten“ Menschen so durchs Leben taumeln. Und so mag noch weiterhin zentnerweise Druckerschwärze über das Thema der Eheform verbracht werden, der Erfolg all dieses Aufwandes an Mühe und Arbeit wird solange gleich Null sein, als die Gesamtheit nicht aus ihrem Jahrtausende alten Schlaf erwacht und den Mächten der Finsternis, die zwar nicht imstande sind, das wahnsinnigste Blutvergießen zu verhüten, aber gerade noch ausreichen, uns das blühen Lebensfreude zu vergällen, entschlossen den Kampf ansagt.

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Bestellschein

An den Verlag

„Die schwarze Fahne“

Berlin C 2

Parochialstraße 29

Aufruf

Bulgarien schwimmt in Blut. Die Verfolgungen der Revolutionäre, die seit der Usurpierung der Staatsmacht durch den Massenhenker Zankoff in unerhörter Grausamkeit sich ständig gesteigert haben, haben nach dem Abwehrversuch durch das Attentat auf die Sweta Nedelja-Kathedrale in Sofia Formen angenommen, die in der neueren Geschichte ohne Beispiel sind. Täglich werden neue Morde, neue Schreckensurteile, neue Schändlichkeiten aller Art bekannt. Tausende von Kämpfern für die Befreiung des bulgarischen Volkes haben in den letzten Monaten ihr Leben lassen müssen, teils durch besondere Blutgerichte zum Tode verurteilt, teils auch ohne scheingesetzliche Formalitäten nach gräßlichen Torturen einfach hingemordet. Weitere Tausende harren in den Kerkerhöhlen des Landes einem furchtbaren Schicksal entgegen — aufrechterhalten allein von der Hoffnung, das internationale Proletariat möge durch Solidaritätsaktionen das Ende der grauenhaften Zustände herbeiführen helfen.

Einigen hundert Genossen ist es gelungen, die Grenzen des gequälten Landes zu überschreiten. Sie irren großenteils heimat- und hilflos in den ungastlichen kapitalistischen Staaten Europas umher. Die kommunistischen Parteien und die bulgarische Bauernpartei haben für ihre Angehörigen eigene Unterstützungsorganisationen geschaffen, die den Hilfesuchenden ihr Los erleichtern. Es ist klar, daß diese Parteien ihre stark in Anspruch genommene Solidarität auf ihre nächsten Genossen beschränken müssen.

Die zahlreichen bulgarischen Anarchisten und Antiautoritären, die in derselben Lage sind, haben bis jetzt keinen Mittelpunkt, von dem aus ihnen Hilfe wird.

Aus diesem Grunde hat sich bereits vor einigen Monaten in Frankreich ein „Komitee zur Unterstützung verfolgter Anarchisten Bulgariens“ gebildet, das vorläufig lokalen Charakter haben mußte, so daß sein segensreiches Wirken nur verhältnismäßig wenigen Kameraden zugute kommen konnte.

In Deutschland mußte die Unterstützung der bulgarischen Genossen bisher den einzelnen antiautoritären Organisationen überlassen bleiben. In manchen Fällen sprang auch die Deutsche Liga für Menschenrechte ein.

Um der Unterstützungsaktion für die bulgarischen antiautoritären Revolutionäre durch Vereinheitlichung größerer Wirkungsmöglichkeiten zu schaffen, haben die unterzeichneten Organisationen ein besonderes

„Deutsches Komitee zur Unterstützung der gefangenen und verfolgten antiautoritären Revolutionäre Bulgariens“ ins Leben gerufen, das in enger Verbindung mit dem französischen Komitee eine internationale Hilfsaktion einleiten will. Auch in allen übrigen Ländern sollen Schwesterorganisationen so schnell wie möglich gebildet werden.

Es ist geplant, zunächst durch Sammlung und Verbreitung von Tatsachenmaterial eine Kampagne gegen die Reaktion in Bulgarien in internationalem Maßstabe zu führen und damit den betroffenen Revolutionären aller Richtungen moralische Unterstützung zu gewähren. Außerdem sollen die uns nahestehenden Zeitungen und Zeitschriften regelmäßig mit Berichten versorgt werden und baldmöglichst soll in Massenversammlungen Aufklärung verbreitet und die Hilfsbereitschaft des revolutionären Proletariats angefeuert werden.

Unverzüglich müssen Sammlungen veranstaltet werden, um den obdach- und existenzlosen bulgarischen Kameraden, die sonst nirgends Unterstützung finden, das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen.

Zu diesem Zweck hat das Komitee bereits Sammlungslisten vorbereitet und alle Genossen werden aufgefordert, sie in Betrieben und Organisationen kursieren zu lassen.

Geldsendungen für das Komitee nimmt die Redaktion dieses Blattes oder der Kassierer des Komitees, Genosse

Otto Storch, Berlin C. 2, Parochialstr. 29, entgegen.

Genossen! Die Antiautoritären dürfen hinter den Freunden der übrigen verfolgten Revolutionäre nicht zurückstehen!

Uebt Solidarität!

Helft den verfolgten Brüdern!

Gegenseitige Hilfe ist erste Pflicht jedes Revolutionärs!

Das Komitee zur Unterstützung der gefangenen und verfolgten antiautoritären Revolutionäre Bulgariens:

Allgemeine Arbeiter-Union, Einheitsorganisation (Ortsgruppe Berlin).

Assoziation freier Anarchisten Deutschlands (Gruppe Berlin). Freie Jugend.

Union kommunistischer Anarchisten.



Der Polizeipräsident
Abteilung II.
Tgl.-Nr. II. Th. 4. 25

Berlin, den 3. Oktober 1925
Magazinstr. 3-5.

An
Herrn Ernst Friedrich

Berlin C. 2
Parochialstr. 29.

Die Nr. 5, Jahrgang 1925, der Monatsschrift „Die schwarze Fahne“, betitelt „Der Pfaffe im Bordell, Perversitäten am Altar Gottes“, herausgegeben vom Verlag Freie Jugend, Berlin C. 2, verantwortlich: Ernst Friedrich in Berlin, wird hiermit auf Grund der §§ 56, Ziffer 42a, der RGO, vom Handel im Umherziehen, insbesondere vom Straßenhandel ausgeschlossen, weil sie geeignet ist, in sittlicher und religiöser Beziehung Aergernis (1) zu geben. Sowohl die auf Seite 1 des Blattes gebrachten ersten beiden Bilder, als auch der Artikel „Nackter Gottesdienst“ sind dazu angetan, das sittliche und religiöse Empfinden weiter Kreise der Bevölkerung größtenteils zu verletzen.

In Vertretung:
gez.: Dr. Mosle.

Beglaubigt:
Dembek,
Polizei-Inspektor.

Der Polizeipräsident.
Abt. III.
Berlin.

So sieht die Praxis aus, mit der der Artikel 118 der deutschen republikanischen Verfassung angewandt wird gegen republikanische Blätter!!! Artikel 118 lautet nämlich wörtlich so:

„Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern.“

Wieweit dieses Recht aber von Republikanern beansprucht werden darf, das bestimmt der von der Republik bezahlte Herr Polizeipräsident oder dessen Vertreter, der auf Grund einer Beschwerde einer hysterischen katholischen Jungfrau einfach die Zeitung vom Straßenhandel verbietet. Selbstverständlich wird das sittliche Empfinden weitester Kreise der Bevölkerung nicht so leicht verletzt, wenn es sich um faschistische und nationalistische Zeitungen handelt, oder um volksverdummende Schriften der Pfaffen.

Der Verlag der „Schwarzen Fahne“ hat noch einige Exemplare der beanstandeten Nr. 5 und versendet diese an jedermann per Post gegen Voreinsendung von 25 Pf. pro Exemplar (einschließlich Porto).

Das Gedicht auf der 1. Seite:

Der Bürger

ist aus der Broschüre „Einführungen in Leben und Werke proletarischer Künstler“ von Ernst Friedrich, Bd. I: Oskar Kanehl. Preis 0,50 Mk. Verlag: Arbeiter-Kunst, Berlin C2, Parochialstr. 29.

Die Illustration auf der 1. Seite: „Der Bürger“ ist von George Groß

dessen Zeichnungen in der vorigen Nummer polizeilich verboten wurden.

Ernst Friedrich spricht am Sonntag, 1. November
im Berliner Rathaus, Königstraße (am Alexanderplatz), abends 7^{1/2} Uhr
„Von Adam bis Hindenburg“ — „Von Paradies und Hölle“

Vortragsreise durch Sachsen

Auf Einladung der „Freien Jugend“, Bezirk Sachsen, und der „Allgemeinen Arbeiter-Union (Einheitsorganisation)“, Ortsgruppe Oberursdorf (Zittau), wird Ernst Friedrich im Oktober und November eine Vortragsreise durch Sachsen halten. Ortsgruppen im Reiche, die sich noch anschließen wollen, melden sich bei der Redaktion dieser Zeitung.

Assoziation freier Anarchisten Deutschlands
Versammlungen in Berlin

Nächsten Donnerstag, abds. 8 Uhr, in der Schule Gipsstr. 24, Vortrag: Grundsätzliches vom Liberalismus u. Anarchismus. Ref. P. Kut

Donnerstag, den 22. Oktober, abends 8 Uhr, Vortrag: Das Suchen der Jugend. Ref. P. Feldmann

Straßenhändler

bei sehr hohem Verdienst
sucht „Die schwarze Fahne“.

Verlag der Weltbühne / Charlottenburg / Königsweg 33

DIE WELTBÜHNE

Der Schaubühne XXI. Jahr
Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft
Herausgeber: Siegfried Jacobsohn / Monatlich 2 Mk. / Einzelnummer 60 Pf. / Vierteljährlich 6 Mk. / Probenummer kostenfrei

Wieder erschienen:

Etappe Gent

oder der wirkliche Dolchstoß der kaiserlichen Offizierskamarilla
von Heinrich Wandt.

Für die Leser der „Schwarzen Fahne“ beträgt der Preis
statt 2,- Mk. nur 1,50 Mk. (portofrei).

Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des

Friedensbundes der Kriegsteilnehmer

(Carl Warmulla) Berlin N. 31, Strelitzerstr. 43, Aufgang III.

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Ich abonniere die illustrierte Zeitung: „Die schwarze Fahne“ und zwar monatlich für 60 Pfg. — vierteljährlich für 1,80 Mk. bei portofreier Zusendung.

Betrag sende ich im voraus ein.

Name:

Ort:

und Straße

Adresse:

Sehr deutlich schreiben!

Endlich: Das große Werk im Sinne
der deutschen Verfassung:
Artikel 148

Eröffnung am 1. Oktober 1925 des von
ERNST FRIEDRICH begründeten

Internationalen Anti-Kriegsmuseum

Berlin C2, Parochialstr. 29, 5 Minuten vom Polizeipräsidium.

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“: Menschen-
abschlachtungs-Instrumente: Verbrecherisches Kinderspielzeug
Mordabzeichen: Kriegsbilder: Bücher: Gegenstände aller Art

Das Museum ist täglich (auch Sonntags) von 10 Uhr vormittags
bis 8 Uhr abends geöffnet: Oeffentliche Vorträge und Versammlungen
Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen
Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfg., Kinder 10 Pfg., Soldaten und Polizeibeamte frei!

Arbeiter-Kunst

„Einführungen in Leben und Werke proletarischer Künstler“
Band I: Der proletarische Dichter Oskar Kanehl. Heraus-
gegeben von Ernst Friedrich. 45 Seiten stark Mark 0,50.

Wir klagen an...

6 handkolorierte Originallithographien von Paul Eickmeier,
Metallarbeiter

Eickmeier ist einer der besten Vertreter der von Ernst Friedrich
im Juli 1919 in Berlin begründeten ständigen Ausstellung:
Arbeiter-Kunst. Dieses proletarische Unternehmen ist keine
begrenzte, einseitige Institution irgend einer bestimmten Partei
oder Organisation, stellt sich aber bewußt auf die Seite des um
seine Befreiung aus geistiger und wirtschaftlicher Unterdrückung
kämpfenden Proletariats.

Preis dieser Mappe auf Japanpap. in Büttenumschl. 5 M., (signiert 10 M.)

George Gross, Das Gesicht der herrschenden Klasse

brosch. 2,-, geb. 3,60 Mk.

Abrechnung folgt brosch. 2,-, geb. 3,60 Mk.

Die Kunst ist in Gefahr 0,75 Mk.

Max Herrmann, Dichter für das revolutionäre Proletariat

Bd. Emile Zola 0,75 Mk.

In unserer
Buchhandlung Berlin C2,
Parochial-Str. 29

erhalten Sie sämtliche

anarchistisch-kommunistische Literatur

sowie aufklärende Schriften auf dem Gebiete der

Sexual-Wissenschaft.

„Die Seele des Proletarischen Kindes“

von OTTO RÖHLE.

Eine Waffe gegen die Autoritätsduselei. Ein Buch der
Erkenntnis. Eltern, Erzieher und vor allem die Menschen
der Jugendbewegung sollten dieses Buch lesen.

Umfang 216 Seiten. Ganzleinenband. Preis 3,50 Mark.

Für die Leser der Schwarzen Fahne und der Freien Jugend

nur 3,00 Mark (portofrei).

Die schwarzen Hefte eine Serie anarchistischer
Literatur, pro Bd. 0,25 Mk.

Bd. 1: Peter Kropotkin, Anarchistische Moral; Bd. 2: „Fluch
den Waffen“, mit Beiträgen von Tolstoi, Ernst Friedrich u.a.;

Bd. 3: „Eine königliche Republik“; Bd. 4/5: Die Verfolgung
des Anarchismus in Sowjet-Rußland.

Antimilitaristische Abzeichen (Anstecknadel) zwei Hände
zerbrechen ein Gewehr, gegen Voreinsendung des Betrages

Mk. 0,60 und Mk. 0,10 Porto.

„Liebe — ohne unerwünschte Kinder!“

Die Mittel zur Verhütung ungewollter Empfängnis und
Schwangerschaft.

Diese neu erschienene Broschüre ist eine ausführliche Belehrung
für Männer und Frauen über die Verhütung ungewollter Schwanger-
schaft und eine Aufklärung über die Schädlichkeiten unrichtiger
Mittel. Es versäume daher niemand, diese hochwichtige Broschüre
sich anzuschaffen. Sie ist durch unsere Vermittlung, gegen Ein-
sendung von 25 Pfennig und 5 Pfennig Porto (auch in Marken)
zu beziehen. Verlag der „Schwarzen Fahne“, Berlin C. 2.

Jeden Freitag abends 7^{1/2} Uhr
versammeln
sich die Freunde und Leser dieser Zeitung
in der Arbeiter-Kunst, Berlin, Parochial-
straße 29 (am Alexanderplatz). Dasselbst
öffentl. Vorträge u. Fragenbeantwortung.

XX 457

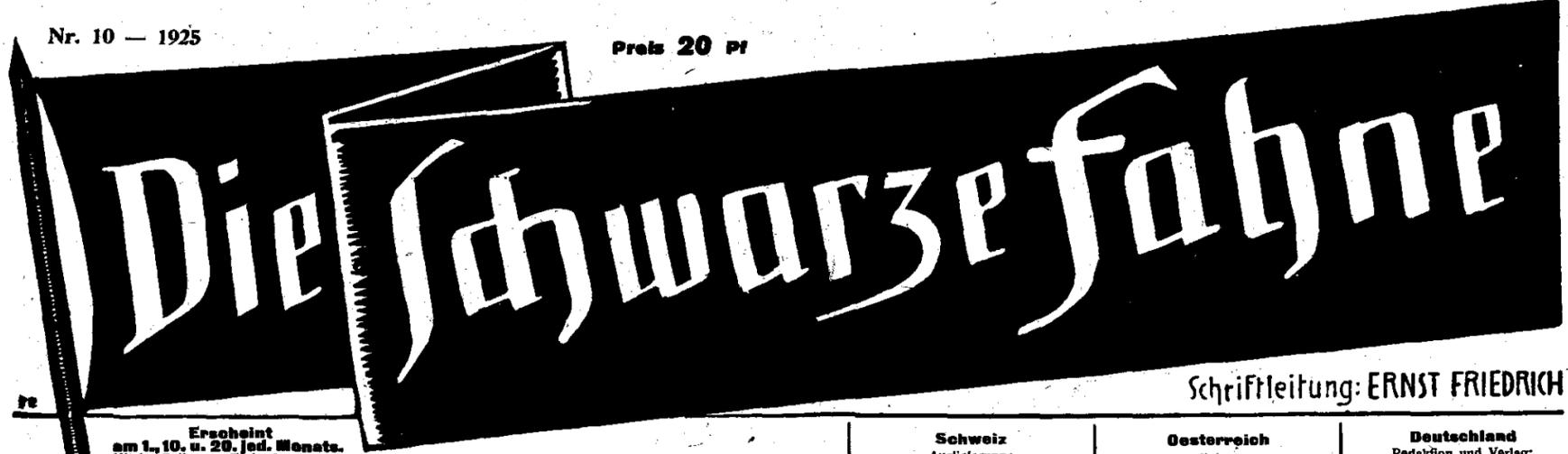
XX 457



Jesus Christus verboten

Nr. 10 — 1925

Preis 20 Pf



Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Erscheint am 1., 10. u. 20. jed. Monats. Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“. Redaktionsschluss am 5., 15. und 25. jeden Monats.

Man abonniert durch den Verlag, Berlin C. 2, Parochialstr. 29. Abonnementpreis: Monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1,80 Mk. bei portofreier Zusendung.

Schweiz Auslieferung: „Freie Jugend“, Bern Neubrückestr. 82 Postcheck: III 2553

Oesterreich Auslieferung: Joseph Hauser, Steyr Wehrgraben B 1/1

Deutschland Redaktion und Verlag: Berlin C. 2, Parochialstr. 29 Postcheck: Verlag Freie Jugend Nr. 667 83

Offener Brief an den Polizei-Präsidenten



An den Unterdrücker der „Schwarzen Fahne“
Herrn Polizei-Präsident Greszinski

Berlin C. 2
Alexanderstr. 3-6.

Nachdem Sie bereits Nr. 5, 6, 7 und 8 der von Ihnen so beliebten Zeitung: „Die schwarze Fahne“ verboten haben, erhalte ich auch für Nr. 9 folgenden Brief:

Der Polizeipräsident.
Abteilung II. Berlin, den 12. November 1925.
Tgb. Nr. II Th. d. 1925.

An den
Herausgeber „Der schwarzen Fahne“, Hrn. Ernst Friedrich
Berlin C. 2
Parochialstraße 29.

Die Nr. 9, Jahrgang 1925, der Zeitschrift „Die schwarze Fahne“, herausgegeben vom Verlage „Freie Jugend“, Berlin C. 2, wird hiermit auf Grund der §§ 56, 12, und 42a der RGÖ vom Handel im Umherziehen, insbesondere vom Straßenhandel, ausgeschlossen, weil sie geeignet ist, in sittlicher und religiöser Beziehung Aergernis zu geben. Der Artikel „Jesus Christus“ in Locarno ist geeignet, das sittliche und religiöse Empfinden weiter Kreise aufs gröblichste zu verletzen.

Im Auftrage:
(Unterschrift wie gewöhnlich: unleserlich.)

Damit aber nicht genug, haben Sie am selben Tage zwei Ihrer zu mir geschickt, die sich des Verbrechens des Diebstahls schuldig gemacht — hätten, wenn es nicht „Beamte“ gewesen wären. So aber haben sie „beschlag- nahmt“. Viel haben sie allerdings nicht erwischen können (sie waren wohl etwas beschränkt?), denn es war mir möglich, unter ihren Augen noch einige Hundert wegzuzaubern. Immerhin „beschlagnahmen“ sie noch 266 Zeitungen in Ihrem hochwöhllichen Auftrage und verabschiedeten sich mit der bestimmten Versicherung meinerseits, daß ich in Zukunft immer nur sehr wenige Zeitungen zum Diebstahl (resp. zur „Beschlagnahme“) im Hause haben werde.

Warum ich Ihnen nun schreibe? Weil ich Ihnen meinen öffentlichen Dank aussprechen möchte für die so vorzügliche Propaganda, die Sie unserer Zeitung angedeihen lassen. Sie können meines Dankes gewiß sein, und wollen Sie meine Gegenleistung freundlichst darin erblicken, daß ich jetzt zwei Kriminalbeamten und einem halben Schreiber Beschäftigung gebe, neben den bereits beschäftigten Staatsanwälten, Richtern, Gerichtsvollziehern usw. usw.

Seit der Verfolgung der „Schwarzen Fahne“ durch die Polizei ist die Auflage unserer Zeitung auf 10 000 Exemplare gestiegen.

Täglich erhalten wir neue feste Abonnenten, weil die Zeitung im Straßenhandel durch die fortgesetzten Verbote nur selten zu haben ist und unseren Abonnenten die Zeitung per Post ins Haus geschickt wird.

Wenn Sie, Herr Polizeipräsident, uns versprechen würden, weiter so tatkräftig wie bisher für die „Schwarze Fahne“ zu arbeiten, so daß noch mehr Leser in Berlin und im Reich auf die Zeitung abonnieren, dann soll unsere Zeitung (zu Ihrer Freude) nicht nur 3mal, sondern sogar 4mal im Monat erscheinen!

Tun Sie also Ihr bestes. Auch ein kleines mehrwöchentliches Verbot der „Fahne“ wäre uns angenehm, weil wir wieder an chronischer Geldverlegenheit erkrankt sind und uns durch ein solches Verbot erholen könnten. Wir würden dann natürlich eine neue Zeitung herausbringen und schlagen Ihnen folgende Titel vor:

- „Der schwarze Teufel“
- oder:
- „Der grobe Gottlieb“
- oder:
- „Die grüne Minne“
- oder:
- „Der blaue Heinrich“.

Sie wissen ja selbst, Herr Präsident, daß unsere Leser die Zeitung nicht des an sich schönen Titels wegen kaufen, sondern wegen meiner und vor allem Ihrer ständigen Mitarbeit.

Die Justiz wird vergewaltigt!

Selbstverständlich ist nur die französische und nicht etwa die deutsche Justiz gemeint! Denn erstens ist in Deutschland bekanntlich jeder Angeklagte vor dem Gericht gleich, und zweitens würde diese Zeitung sofort wieder verboten werden, wenn es hiesse: die deutsche (!) Justiz wird vergewaltigt.

Was übrigens Ihre weitere Mitarbeit an unserer von Ihnen so geschätzten Zeitung anbelangt, so sende ich Ihnen mit gleicher Post eine sehr interessante Broschüre, die Sie vielleicht noch nicht kennen, und die darum wohl auch noch nicht „beschlagnahmt“ ist. Diese Broschüre lautet:

DIE VERFASSUNG

des Deutschen Reiches

Herausgegeben vom Verlag J. H. W. Dietz Nachf.,
Berlin SW. 68.

Sie finden in dieser höchst anrührenden Broschüre auf Seite 22 einen Artikel, wie ich ihn wohl kaum selber besser schreiben kann. Ich habe Ihnen diesen Artikel rot angestrichen (entschuldigen Sie, daß ich keinen schwarzweißbroten Bleistift zur Hand hatte). Besagter Artikel hat die Nummer 118 und hat folgenden, „das sittliche und religiöse Empfinden weiter Kreise auf gröblichste verletzenden Inhalt“:

Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern.

An diesem Rechte darf ihn kein Arbeits- oder Angestelltenverhältnis hindern und

niemand

darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht.

Was sagen Sie dazu, Herr Polizeipräsident? Ulkig, was? Sie haben natürlich nicht gegen diesen § 118 der „Deutschen Verfassung“ verstoßen, denn Sie sind ja nicht „niemand“, sondern der von der Republik bezahlte Herr Polizeipräsident.

Uebrigens macht mich soeben mein Redaktionskollege darauf aufmerksam, daß Sie sich ja auch Sozialist nennen, und wir beide doch eigentlich Genossen wären, die sich mit dem vertrauten „Du“ anreden.

Nun, ich hoffe, daß Sie (— Du —)*) nicht beleidigt sind (bist)*) über meinen so formellen Brief — ebensowenig, wie ich ja beleidigt sein darf, wenn sich ein Henker der Revolution Sozialist nennt.

In diesem Sinne mit

schwarz-weiß-rot, schwarz-rot-goldenem, rosarotem, rotem, deutsch-republikanischem, sozialdemokratischem Parteigruß*) und der Ihnen gebührenden Achtung!

Ernst Friedrich.

*) Nicht Gewünschtes bitte durchstreichen.

Nachsatz: Ich erfahre soeben, daß bei der Schutzpolizei in Königsberg das Buch des Ex-Kronprinzen: „Ich suche die Wahrheit“, auf Anordnung des dortigen Polizeihauptmanns unter den republikanischen (!?) Polizisten zum Beamten-Vorzugspreise von nur 3 Mk. (statt 3,50 Mk.) verbreitet wird. Ich empfehle Ihnen daher, die „beschlagnahmten“ Exemplare der „Schwarzen Fahne“ zum Vorzugspreise von nur 10 Pf. pro Stück an die Berliner Schutzpolizisten zu verkaufen und den Reinertrag den Hinterbliebenen des in ihrem Polizeipräsidium „auf der Flucht erschossenen“ Genossen Sylt zu überweisen.

Ernst Friedrich spricht

Chinesische, russische, indianische
Märchen

Für artige Eltern und deren erwachsene Kinder.

Lichtbilder: 4. politischer Bilderbogen.

Sonntag, 6. Dezember, 7 1/2 Uhr, im großen Saal
des Berliner Rathauses, Königstraße.

Wie die Pfaffen entstanden sind

(2. Fortsetzung.)

Als Jesus auftrat, war der Glaube an die Götter der Griechen unter den in der Nähe der Juden und unter ihnen vorhandenen Fremden noch nicht gänzlich erloschen, und es war von jeher geglaubt, daß sich die Götter unter die Menschen mischten. Der Sohn eines Gottes war den Heiden keine so fremde Erscheinung. Große Könige und Helden wurden durch ihren Glauben zu Göttersöhnen gemacht.

Selbst unter den Juden war dieser Gedanke nicht so unerhört, denn wenn Moses auch für zweckmäßig gefunden hatte, dem Volke die Vorstellung von einem unsichtbaren Gott zu geben, so war der Jehova der alten Juden doch eine sehr verschiedene Vorstellung von dem Gott der heutigen aufgeklärten Juden. Nach den Erzählungen der Bibel sah Adam Gott, und Moses erschien er unter verschiedenen Gestalten; er war also ein persönliches, gewissermaßen körperliches Wesen. Da nun die Juden viel mit den Heiden in Berührung kamen und der Götzdienst selbst unter ihnen eine bedeutende Ausdehnung gehabt hatte, wie wir aus der Bibel sehen, so war es sehr begreiflich, daß viele unter dem Volk einen Mann, der so wunderbare Handlungen, wie Jesus verrichtete, für einen Sohn Gottes hielten.

Obwohl Jesus sich Sohn Gottes nannte, so bezeichnete er doch auch alle Menschen als Kinder Gottes, und selbst das Gebet, welches er für alle gab, nennt ihn Vater. — Die Mehrzahl der ersten Anhänger Jesu hielt ihn für einen bloßen Menschen, und als einige Schwärmer unter ihnen die Ansicht aussprachen, daß er nur die Gestalt eines Menschen angenommen habe, wurden sie deshalb von seinem Freunde und Schüler Johannes getadelt.

Die Göttlichkeit Jesu ist jedoch der Grundstein der römischen Kirche, und die ganze theologische sogenannte Wissenschaft beruht auf dieser Abgeschmacktheit, die sich übrigens auch in vielen anderen Religionen, namentlich in der indischen, findet und weiter nichts ist, als eine Allegorie der Naturreligion.

Es würde mich zu weit von meinem Ziele führen, wenn ich mich auf einen Nachweis darüber einlassen wollte; das haben tiefere Forscher und Geschichtskundige zur Genüge getan. Ich will nur mit wenigen Worten nachweisen, daß die Lehre von der Göttlichkeit Jesu, die ihn in den Augen der Menschen erhöhen soll, abgesehen davon, daß sie eine Dummheit in sich selbst ist, das Verdienst des Erlösers zu nichte macht.

Die Kirchenlehrer sind bei der Erklärung dieser Lehre noch weit unklarer als gewöhnlich und hüllen sich in einen

Der konfiszierte Christus

Der christliche Staat — der katholische Hort.

Er konfisziert seiner Kirche Wort,

Damit das Volk nicht am Ende les',

Was absolut derzeit nicht zeitgemäß.

Die Worte Jesus: „Du sollst nicht morden“,

Sind heute staatsgefährlich worden,

Und erst das Gebot: „Du sollst nicht schwören“,

Davon will der Staat schon gar nichts hören.

Der Januskopf — die Staatsgewalt,

Wird zur Zensur, Staatsanwalt,

Und rollt die Augen, die blutigen:

„Was kümmert mich Christus? — er wird verboten,

Das Christentum erkenn' ich nur an,

Wenn ich's für mich verwenden kann,

Der Staat und die Kirche eins nur sind,

Wenn ich dabei meine Rechnung find'.

Zur Aufklärung brauch' ich kein Kirchenglockenbrummen,

Ich nehm's nur zu Hilf, will ich Völker verdammen.

Und wer meinem Willen nicht horcht und pariert,

Der wird, wenn's auch Christus ist, glatt konfisziert.“

Du ärmster Sohn Gottes — umsonst war dein Sterben,

Der Erbschaft unwürdig sind deine Erben.

Dein Blut, es mußte umsonst verrinnen,

Die Händler sind wieder im Tempel drinnen,

Der taghelle Geist, er kämpft gegen Nacht

Fast zweitausend Jahre — und 's ist nicht vollbracht!

Wen faßt nicht Zweifel am Wandel der Zeiten,

Wer ließe nicht alle Hoffnung gleiten,

Wer glaubte noch, daß an der Menschheit was Gutes,

Wüßt er nicht Ströme Märtyrerblutes,

Vergossen von Menschen, vertierten, verruchten,

Die Körper wohl töten — doch Geister befruchten.

Der Körper ist sterblich — der Gedanke lebt fort,

Die Idee faßt ihr nicht — konfisziert nur das Wort!

Denn wär't ihr imstande, Ideen zu fangen,

Das Menschengeschlecht wär' schon untergegangen!

Aus: „Wenn der Glorienschein erleicht“ von Danton.

(Verlag: „Erkenntnis und Befreiung“, Klosterneuburg b. Wien.)

Menschen a. D.

Prüpol

Ein Prügelpolizist zahlt 100 Mark.

Wegen Körperverletzung im Amte war der Polizeiwachtmeister Maeder vor dem Schöffengericht Charlottenburg angeklagt. Ein Zeitungsfahrer war über den Nollendorferplatz gefahren, ohne das Haltesignal zu beachten. Als er angerufen wurde, suchte er zu entkommen. Der Schupobeamte sprang auf ein Auto und verfolgte den Uebertreter der Verkehrsregelung. Auf der Flucht geriet der Uebeltäter in eine Privatgasse und wußte sich in einem Keller zu verstecken. Maeder folgte ihm und soll ihm dann im Keller mit den Fäusten ins Gesicht geschlagen und auch mit einem harten Gegenstand einen Schlag auf den Kopf versetzt haben, so daß der Zeitungsfahrer bewußlos zu Boden fiel.

Der Angeklagte bestritt jede Mißhandlung. Durch Augenzeugen wurde er aber überführt. Das Gericht sprach dem Angeklagten auf Grund des guten Zeugnisses seines Vorgesetzten mildernde Umstände zu und verurteilte ihn, obwohl eine schwere Verfehlung gegenüber einem Wehrlosen festgestellt wurde, deshalb nur zu 100 Mark Geldstrafe.

Macht's nach!

Paul Fröhlich, der letzte Polizeioberst der alten Berliner Schutzmannschaft, ist am 16. Oktober im Alter von 57 Jahren gestorben. Paul Fröhlich hatte sich noch bei der Neuorganisation der Berliner Schupo betätigt, ist jedoch sodann aus dem Dienst ausgeschieden. Wann werden alle Polizisten der gegenwärtigen Schupo dem erhabenen Beispiel des Fröhlich folgen?

Pflicht

„Er tat seine Pflicht...“

Was wird mit diesem Ausdruck nicht alles gutgeheißen! Wer tut nicht alles seine Pflicht!

Der König tut seine Pflicht, der Minister, der Richter, der Parlamentarier, der Polizeipräsident, der im Interesse der regierenden Klasse die Presse knebelt, der Gefangenwärter, sie alle tun immer nur ihre Pflicht!

Seine Pflicht tut der Soldat, der brennt, mordet und plündert, und seine Pflicht tut der General, der über die Köpfe der Unteroffiziere und Offiziere hinweg seine Befehle erteilt.

Seine Pflicht tut der Schutzpolizist, der zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung seine hungernden Klassen-genossen niederknallt; seine Pflicht tat der U-Bootskommandant, der die Lusitania in den Grund bohrte; ihre Pflicht taten die Flugzeugführer, die Paris, London und Karlsruhe bombardierten. —

Aber seine Pflicht tut auch der Hausvater, der ein Brot stiehlt für seine hungernde Familie; seine Pflicht tut auch der Einbrecher und der Raubmörder; seine Pflicht tut auch der Taschendieb...

Oho, höre ich da die Moralprediger rufen; es kommt doch wohl darauf an, wofür man seine Pflicht tut. Der Taschendieb erfüllt seine Pflicht... aber was für eine Pflicht!

Wollen wir doch einmal ehrlich sein: Wofür tut man seine Pflicht, frage ich euch. Wofür?

Ich will euch die richtige Antwort geben: Nehmt dem König die Krone und sein Staatseinkommen und er hört auf, König zu sein.

Sagt dem Minister, daß er in Zukunft ohne Gehalt regieren soll!

Sagt dem Parlamentarier, daß er ohne Tagegelder fortan die Interessen seiner notleidenden Volksgenossen vertreten soll, die sich an fremdem Eigentum vergriffen haben!

Sagt dem Polizeipräsidenten, daß er nach Gehaltsgruppe 3 versetzt ist!

Sagt... und so weiter, und so weiter.

Wieviel von diesen Pflichterfüllern werden dann übrigbleiben?

Wenn Menschen jemals ihre Pflicht taten ohne persönlichen Vorteil, war es immer für eine bezahlte Klasse, eine Clique oder eine Nation, für die sie ihre Pflicht erfüllten.

So gut wie der mordende und plündernde General sagen kann: ich tat meine Pflicht für mein Land, so gut kann der mordende Einbrecher sagen: ich tat meine Pflicht für meine Diebesbande.

Unsere Auffassung ist diese:

Der Mensch, der wahrhaftige Mensch, hat zwei Triebfedern für seine Handlungsweise: die Erkämpfung seines persönlichen Vorteils und das der gesamten Menschheit, deren Teil er ist. Und die, welche ihre eigene Sicherung erstreben, ohne die Menschen in ihrer Gesamtheit zu schädigen, die, welche zwischen persönlichem und allgemeinem Wehe den rechten Weg zu finden wissen, die allein tun ihre Pflicht. Jeder Mensch hat nur diese eine Pflicht!

Und nun können wir behaupten: Allein der Anarchist tut seine Pflicht!

Das soll heißen: alles, was der Anarchist tut, um die Anarchie zu erkämpfen, es mag nützlich oder unpraktisch sein, ist eine Handlung des Pflichtgefühls.

Denn die Anarchie will die Freiheit, die Wohlfahrt und das Glück aller Menschen ohne Unterschied der Rasse, sie seien groß oder klein, reich oder arm.

Er tut seine Pflicht, seine Menschenpflicht, als Verfechter des Glücks und Wohlstandes, der Freiheit für alle.

Wer so seine Pflicht als Mensch auffaßt, gehört zu uns. Und wisse:

Solches Erfüllen wahrer Menschenpflicht verschafft jedem höchste Selbstbefriedigung und ein herrliches Gefühl geleisteter Arbeit. Wer in Zeiten der Unterdrückung, auf dem Meere von Lüge und Unrecht schwimmend, einen Leitstern sucht, der ihn durch Nacht und Unwetter führt, dem er vertrauen kann und der ihm Wegweiser sein soll nach dem Lande der wahrhaft freien Menschen — der komme zu uns und nehme teil an unserem Kampf.

Aus: „De vrije Socialist“.

(Aus dem Holländischen frei übersetzt durch Otto Storch.)

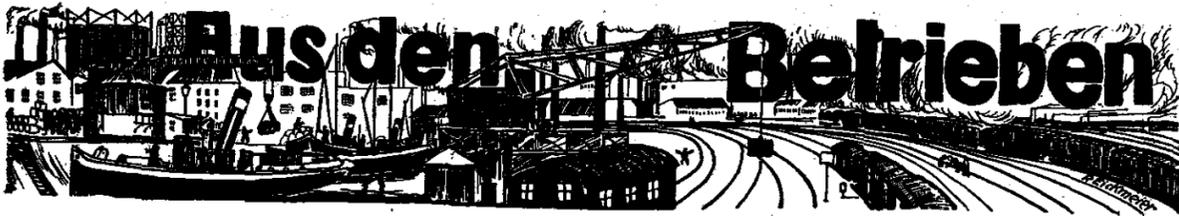
war; für seine Leiden haben wir Mitgefühl und Tränen, da er ein Mensch war und für das Opfer, welches er mit seinem Leben der ganzen Menschheit brachte, fühlen wir die innigste Liebe, da es der höchsten, reinsten und uneigennützigsten Liebe entsprungen war.

Die Versuchungen und die Zeichen der Schwäche, sozusagen die Kennzeichen seiner Menschheit, die wir an ihm entdecken, machen ihn uns noch liebenswerter. Welcher fühlende Mensch kann sich der Tränen enthalten, wenn er sich im Geist in die Lage Jesu am Oelberg versetzt. Die Stunde der Erfüllung des großen Opfers naht heran und der rein menschliche Trieb der Lebenslust macht sich mit aller Kraft und Verlockung geltend. Alle Schrecken des Todes, dem er entgegen geht, stehen vor seinem Geiste, und noch einmal sucht er mit inbrünstiger Hoffnung nach einem anderen Wege, seinen großen Zweck zu erreichen. Er ringt mit dem Tode und ein Engel steigt vom Himmel herab, ihn zu stärken; der Gedanke an die durch seinen Tod vollbrachte Erlösung der Menschheit, an die Größe dieses Zweckes, ist der stärkende Engel, der ihm den Tod besiegen hilft.

Wie rührend menschlich ist die Handlung Christi bei der Einsetzung des Abendmahls! Wenn seine Jünger das Brot beim Essen zerbrechen und Wein trinken, sollen sie seiner und seines großen Liebesopfers mit Liebe gedenken. Er weiß, daß seine Todesstunde herannaht, und er kennt den bösen Menschen, der als Werkzeug dienen wird, ihn den Henkern zu überliefern; der Gedanke macht ihn traurig.

Die Geschichte seines Leidens ergreift uns nur, weil wir ihn als einen Menschen betrachten, denn Gott ist über den Spott der Kriegsknechte so erhaben, daß er ihn nicht empfindet, und was die körperlichen Mißhandlungen anbetrifft, so überwand diese ja selbst die gemeinen, mit Jesus gekreuzigten Verbrecher so weit, daß sie ihn verspotten konnten; ein Gott mußte sicher so viel Seelenkraft haben, solche körperliche Schmerzen gar nicht zu empfinden. Er empfand sie aber sehr schmerzlich, und als ihn in seiner Todespein die Kraft verließ und ihn vielleicht der verzweiflungsvollen Gedanke überfällt, daß sein großes Opfer für die Erlösung der Menschheit nutzlos gebracht sein möchte, ruft er aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ — Welches menschliche Herz erzittert hier nicht in seinen tiefsten Tiefen, und wer ehrt und liebt nicht das Andenken an diesen erhabenen Menschen, der mit vollem Bewußtsein dessen, was ihm bevorstand, aus Liebe für die Menschen sich ein so schweres Opfer auferlegte!

(Fortsetzung folgt.)



Reichsbahn

Man muß wirklich sagen, daß die Reichsbahn als staatlicher Betrieb vorbildlich für die Kapitalisten ist. Sie zeigt jetzt den Kriegskruppeln den Dank des Vaterlandes. Die Direktion hat nämlich angeordnet, daß die bei uns beschäftigten Kriegskruppeln einen Lohnabzug von 40 Proz. erhalten. Die Möglichkeit hierzu gibt ihr aber nur der Tarifvertrag mit dem deutschen Eisenbahnverband und der Gewerkschaft deutscher Eisenbahner. In diesem famosen Tarifvertrag heißt es im § 10, daß bei Minderleistungsfähigen keine Bezahlung nach Tarif zu erfolgen braucht und daß für diese der Lohn durch den Dienstvorsteher festgesetzt wird, ohne Mitwirkung des Betriebsrates. Nun wird man ja bald noch andere als die Kriegsbeschädigten als minderleistungsfähig deklarieren; und was der Staat kann, kann der Privatkapitalist auch. Warten wir auf die folgenden. Auf jeden Fall haben meine Arbeitskollegen diesmal den Unfug der Tarifverträge und den Betrug der Gewerkschaften deutlich gezeigt bekommen. Wann werden sie einsehen, daß wir immer bei Verträgen von der gerissenen Bourgeoisie betrogen werden? Ein Hetzer.

Zittau

Betrieb Baumeister Kost, Sebnitz, Abt. Hirschfelde.

Die Arbeiter bei der Firma Kost sind wirklich drollige Tiere. Erst schmeißt sie der Baumeister acht Wochen lang auf die Straße und nachdem sie wieder arbeiten dürfen, schuffen sie wahnsinnig, als ob sie das Versäumte nachholen wollten, alles um 69 Pf. Ist aber einer bereit zum Stahlhelm zu gehen, so sorgt der Geschäftsleiter Robert Hauck dafür, daß dieser sich keine krummen Beine holt, denn beim Stahlhelm brauchen sie nur stramme Leute. Für Krüppel und Krummbeinige ist ja das Reichsbanner da. Ja, Haucke Robert ist in dieser Hinsicht firm und gut orientiert; er hat seine Leute in der Hand, ebenso auch die Genossen des Geschäftssozialismus, und was die ersten vergessen, ergänzen diese Arbeiter;

aber man kann dafür bei der Firma Kost, solange es die Kräfte zulassen, für einen Hundelohn arbeiten. Man leckt sogar noch die Hand, die die Peitsche schwingt, in hündischer Anhänglichkeit und schwenzelt, solange der Herr sichtbar ist. Um aber die Ausbeutung noch besser betreiben zu können, wollen sie hier eine Betriebskrankenkasse einrichten. Genosse Köller, Geschäftssozialist und Betriebsrat, verlas den Statutenentwurf, der aber nicht die Zustimmung fand, denn sofort entdeckte man, daß da verschiedene Haken waren, um den Proleten daran aufzuhängen. Unter anderem war auch die Bestimmung, daß die Betriebskrankenkasse den Arzt zu bestimmen hätte. Dadurch würde der Arbeiter bedingungslos der Kasse ausgeliefert sein und würde so noch mehr geknechtet. Trotzdem sollte dieser Entwurf mit Abänderungsvorbehalt angenommen werden. Das war der Wunsch der Firma und des Betriebsrates, die auf dieses Mittel gekommen waren, um die Objekte noch besser auszubeuten. Natürlich ist aber nichts daraus geworden; aber die Genossen, die daran schuld waren, daß das Geschäft nicht klappte, wurden auf die Wanderliste gesetzt, um bei Gelegenheit zu fliegen. Ja, ja, Robert Hauck, schmeiße nur jeden raus, der nicht an deinem Garn spinnt, dem dummen Proleten gehen doch nicht die Augen auf. Sie sind dankbar für die Arbeit; trocken Brot ist besser als keins.

Prolete, sei nicht faul,
schuffte, aber halte dein Maul.

Farbenfabrik Gebr. Vossen, Aachen

Ich wollte euch eigentlich regelmäßige Berichte von dieser Bude senden, aber der Prolet denkt und der Kapitalist lenkt. Die ganze 110 Mann starke Belegschaft ist gekündigt worden und jetzt gehören wir wieder zu denen, die „nicht arbeiten wollen“. Hier las ich neulich in einer Zeitung, „jetzt nach Locarno beginnt eine Aera wirtschaftlichen Gedeihens“. Na, ich werde sehen, wie weit ich mit meiner Arbeitslosenunterstützung gedeihe. gzt.

Bilder aus den Terrorländern!

Von A. Kollasow. (I. R. H.)

... Nein, wir haben keine Zahlen und auch keine Worte, mit denen sich der heroische Kampf der roten Jugend schildern läßt.

Stapelweise türmen sich Dokumente — jedes dieser Blätter ist ein Zeugnis, unbestritten und erschütternd.

Eins dieser Blätter spricht ...

Auf dem Stadtplatz in Wraz (Zankowland) dröhnt es von Hammerschlägen — Zigeuner aus dem nächsten Lager bauen Galgen. In den Folterkammern dieser Stadt schreiben junge Mädchen einen Brief „an alle nahen und fernen Brüder“, sie schreiben, daß der Tod des Morgens sie erreichen wird und daß sie aus dem Leben gehen „voller Mut und glauben an den Sieg der Arbeitersache“, und sie bitten die Ueberlebenden nur um das eine: „Fürchtet nicht den Tod, denn das in Ketten gefesselte Leben ist unerträglich, weit furchtbarer als Tod“ ...

Aus dem Lande der Schlachzizen. (Polen.)

... Im Sejm Interpellationen über die nächste Anleihe Doszinski spricht lange und schwungvoll über Vertrauen und von den Prinzipien der „zur Entfaltung gebrachten“ Demokratie. Draußen auf der Straße aber unternehmen Gendarmetruppen einen Giftgasangriff gegen ein Haus, in dem sich junge proletarische Kämpfer verschanzt haben ...

Am selben Tage stürmen Agenten der Defensive in die Zelle des 17jährigen Becher:

— Nenne uns die Komiteemitglieder ... oder wir zerhacken dich in Stückchen!

Becher weigert sich; er ist kein Verräter ... Am nächsten Tage starrt die alte Mutter entsetzt das im Tode erstarrte Gesicht des Sohnes an. Sie hebt den Kopf, sinkt auf die Knie vor den Gendarmen:

— Zeigen Sie mir meinen Sohn; der ist es nicht ...

Wieder Bulgarien.

... Am Waldessaum steht ein Wachtposten. Krum Deltchen, ein Mitglied des Kommunistischen Jugendbundes, schreit durch die Nacht, hält vor dem Posten.

Tritt vor ihn hin und zeigt ihm sein blutiges, zu erstarrter Maske verzogenes Gesicht. Ueber diese Maske rinnt aus der rechten Augenhöhle eine schleimige Flüssigkeit. Das Auge lief ihm aus.

Der junge Mann steht schweigend vor dem Posten. Sein linkes Auge verfolgt den funkelnden Sternenregen der Nacht. Er steht und schweigt. Dann beginnt er zu reden, kaum vernehmlich; seine Hand greift dabei durch die Luft, als wollte sie etwas unsichtbares und undurchdringliches fangen.

Von der langen Folter irrsinnig geworden, flüstert er hastig dem Wachtposten zu:

— Keine Tinte. Nichts. Gar nichts.

Nachdem er das gesagt, will er von dannen. Doch dreimal getroffen vom Blei der Polizeiwaffe, einem Stein gleich, rollt er in die Schlucht.

Der unübersehbare Friedhof Bulgariens ist um ein Grab reicher geworden ...

Und aus Rumänien.

Zerlumpt, halb verhungert, kehren einige rumänische Bauern nach vergeblichem Versuch, in der Stadt Arbeit zu finden, in das Dorf zurück.

Mit einem gefälschten Paß, wie ein Landstreicher gekleidet, mit einem Bündel über der Schulter, wandert mit ihnen Bojanschu, ein Mitglied des Kommunistischen Jugendbundes, der-

selbe Bojanschu, den die Agenten der Siguranza schon den dritten Monat suchen.

In Schenken, in Herbergen und in Bahnhöfen werden die unfreiwilligen Landstreicher nicht hereingelassen; sie übernachten unter freiem Himmel.

Des Nachts, am Lagerfeuer, in Erwartung des kargen Abendessens, hören die abgekehrten, hungrigen Bauern, deren Füße vom langen Wandern geschwollen sind, Bojanschus Worten zu.

Aber Bojanschus Arbeit, seine wichtigste Arbeit, ist nicht hier — er sucht die Dorfjugend.

Heute kommt er ins ärmliche Dörfchen Skareschti und fleht, um seine wachsam Feinde zu überlisten, um Almosen. Aber ein Dutzend Jungens hat er schon gefunden, lauter Burschen, auf die er sich verlassen kann.

Bojanschu hat einen scharfen Blick, der nie fehlt. Leise flüstert er ihnen zu:

„Heute bei Sonnenuntergang, in der Schlucht, an der Quelle des Märtyrers ...“

... Es ist, als wenn der Wind oder die Sterne dieser Nacht ein feines Ohr und eine lange Zunge gehabt hätten. Heute mittag kamen fremde bewaffnete Leute ins Dorf, schnüffelten herum, gingen von Haus zu Haus.

„Wir haben die sichere Nachricht erhalten, daß Bojanschu vorgestern bei euch gewesen ist. Heraus mit ihm.“

Sie gehen und schnüffeln, befragen die Weiber, drohen mit Erschießung ...

... Spät nachts hat sich die Gruppe am Friedhof versammelt.

„Wenn Bojanschu nach Bukarest zu geht — ist er verloren. Sie werden ihn einholen. Biegt er nach rechts ab — dann ist er raus. Wir müssen ihn benachrichtigen. Wo kann er jetzt sein? Etwa 30 Kilometer von hier, mehr wird es nicht sein. Wenn man ihm nach will, so geht es nur zu Pferde. Reitet man aber — dann wird man den Gendarmen nicht entgehen. Sie werden sofort fragen: Woher und wohin, wem das Pferd gehört und warum man es zur Erntezeit so eilig hat ... Da gehen Burschen und Roß zum Teufel.“

„Kann schon möglich sein“, sagte Poplawski. „Aber wir sind Kommunisten und keine Führer! Bojanschu geht in den Tod. Man muß ihn retten!“

„Man muß ihn retten!“ sagten alle.

„Wer?“ fragte Poplawski.

„Wollen wir losen?“ sagte der eine.

„Wozu losen! Jeder, den du nennst, wird reiten“, meinten andere.

„Nein, es bleibt beim Losen“, entschied Poplawski.

Es waren zehn Blätter, die er vom nächsten Ahorn riß. Dann wandte er sich ab, schloß die Augen, machte in einem Blatt ein Zeichen mit dem Fingernagel, legte dann alle Blätter in die Mütze und sagte:

„Nach der Reihe.“

Das Blatt mit dem Male hatte der 12jährige Antotsch in Händen. Als er es erkannte, sagte das Bürschlein:

„Ich bins also. Aber das Pferd?“

„Ich gebe das Pferd her“, sagte Timoschenko fest, denn er war selbständiger Bauer.

Und Antotsch, der 12jährige, schwang sich aufs Pferd. Er benachrichtigte Bojanschu, aber zurück in sein Dorf kam er nimmer. Auf dem Rückweg wurde er von einem Gendarm aus dem Hinterhalt vom Pferde geschossen.

Man sang im Dorfe über ihn:

„Sein Blut wird aufflammen! Genossen mit sonnigen Strahlen!“

Organisierte deutsche Hundeseelen im Ausland

Die englische Regierung schrieb vor kurzem die Anlegung einer Kraftstation durch Ausnutzung der Wasserkraft des Shannonflusses in Irland aus. Die Arbeit wurde den deutschen Siemens-Schuckert-Werken übertragen, weil diese alle Konkurrenten unterboten! Weshalb? Die Antwort kann jeder arbeitslose Berliner Prolet geben, der, solange nicht der größte Hunger an die Türe pocht, auf dem Arbeitsnachweis jede Arbeit in den Siemenswerken ablehnt. Bei Siemens gibt es ständig offene Stellen, weil der Tiefstand der Löhne in dieser gelben Bude eine Rekordleistung deutschen Unternehmertums ist. Siemens-Schuckert konnten das billigste Angebot liefern, obwohl sie auf ihre Elektro-Artikel hohe Zölle zahlen müssen und die Transportkosten erheblich sind. Aber deutsche Kulis ermöglichen der deutschen Schmutzkonkurrenz zu zeigen: Deutschland in der Welt voran.

Anfang September wurden die Arbeiten in Irland begonnen. Alle leitenden Arbeiten wurden von Deutschen ausgeführt; für alles andere wollte man irische Arbeiter gewinnen und glaubte, daß infolge der riesigen Arbeitslosigkeit in Britannien die Chose sich billig stellen würde. Die S.-S.-W. boten 40 Proz. unter den in Irland üblichen Löhnen. (Z. B. statt 13 Pence nur 8 die Stunde.) Die Irländer aber sind nicht so wohl organisiert (oder sollte man sagen: dressiert) wie die Deutschen. Sie schickten keine Gewerkschaftsbeamte zum Verhandeln, sondern verhängten kurzer Hand die Sperre über diese Arbeitsplätze, und kein Arbeiter fand sich für das Werk des deutschen Geistes.

Die deutschen Arbeiter aber arbeiteten weiter!!! Die Irländer versuchten, eine gemeinsame Front mit ihnen anzubahnen. Die deutschen Proleten aber waren alle streng organisiert und lehnten jedes Verhandeln mit ihren irischen Klassengenossen ab. Die Irländer konnten durch die Dressiertheit der deutschen Gewerkschaftler nicht ihr Ziel erreichen. Daher wandten sie sich an ihre irischen Klassengenossen, die das Entladen der Schiffe und den Transport bewerkstelligten. Da man durch keinerlei Bonzeninstanzen verhandelte, begriffen diese sofort, worum es sich drehte und streikten sofort.

Da wurden aus den deutschen Lohndrückern auch noch Streikbrecher!!! Unter militärischem Schutz entluden die gewerkschaftlich geschulten deutschen Handwerker, vom „qualifizierten Spezialarbeiter“ bis zum Schreiber und Antreiber, die Schiffe!

Endlich riß den irischen Proleten der Geduldsfaden (der nicht die unendliche deutsche Länge besitzt). Sie sagten: Hunde muß man prügeln, und eines Tages bekamen die „bestorganisiertesten Arbeiter“ der Welt eine kräftige Tracht Prügel. Einige wurden schwer verletzt und erlagen ihren Wunden.

Die S.-Sch.-W. aber wissen, die deutschen Arbeiter sind treue Hundeseelen, wenn sie auch in der Fremde mit schlechtem Lohn, ohne ausreichende Quartiere und Verpflegung, vegetieren müssen. Die Irländer aber nahmen die Lohndrücker und Streikbrecher nicht auf. Die Deutschen schauen jedoch verächtlich auf die nicht organisierten und nicht gewerkschaftlich geschulten Iren, die noch dazu äußerst ungebildet sind, herab. Die treuen deutschen Herzen schlagen unter den Mitgliedbüchern, und zu ihrer Freude sind jetzt 500 Bauarbeiter herübergekommen aus der freien deutschen Republik, die für den „Tariflohn“ arbeiten.

Bald wird Deutschland wieder in der Welt voran sein. Deutschland wird den Weltmarkt wieder erobern. Deutsche Sitte, deutscher Geist! Denn der chinesische Kuli ist in den letzten Jahren sehr anspruchsvoll geworden. Italiener und Polen haben mehr und mehr den Solidaritätsgedanken begriffen, und nun kann die gut organisierte treue deutsche Hundeseele die Kuli- und Streikbrecherarbeit für das internationale Kapital leisten.

Wie lange? So lange, bis der deutsche Prolet sich seiner selbstbewußt geworden ist. Der Gewerkschaftsbonze wird schon (für ihn) verhandeln. Aller Kampf gegen den Kapitalisten ohne Erlaubnis des Bonzen ist Disziplinbruch, und so etwas tut ein deutscher gewerkschaftlich geschulter Arbeiter nicht (was er tut, siehe oben!).

Er wird sich nicht in den Berufsorganisationen, sondern im Betriebe mit seinen Klassengenossen zum unmittelbaren Kampfe zusammenschließen. Er wird beginnen, selbst zu handeln und nicht auf Befehle zu warten. Er wird lernen, was Solidarität ist. Er wird nicht mehr Kuli sein, sondern Klassenkämpfer. Und von Betrieb zu Betrieb wird die große Arbeiter-Union entstehen, die den Kampf gegen das fluchwürdige System des Kapitalismus durchführt, die den Weg bahnt der neuen Gesellschaft des herrschaftslosen Kommunismus: Der Anarchie. H. Jac.

Abonniert die „Schwarze Fahne“

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Bestellschein

An den Verlag

„Die schwarze Fahne“

Berlin C 2

Parochialstraße 29

Freie Bahn dem Tüchtigen . . .

(wenn er Geld hat)



Bild aus dem Schullesebuch „Märkische Fibel“, das von dem Anti-Militaristen Max Brock in vorbildlicher Weise geändert und durchstrichen ist

Wir erhalten von unserem Gesinnungsfreund Max Brock, einem Kriegsbeschädigten, nachfolgende Briefe zugesandt, die wir hiermit veröffentlichen, mit dem Wunsche, daß das Beispiel des Genossen Max Brock (der es nicht zugibt, daß seine Kinder in der Schule durch Kriegsbilder und Kriegsgeschichten für das Schlacht-Feld erzogen werden) Nachahmung finden möge!

1. Brief

Der Schulrat.
(Cüstrin.)

Cüstrin, den 29. 10. 25.

Herrn Max Brock,

Sie haben in der Fibel Ihres Sohnes das Bild auf Seite 2, das Soldat spielende Kinder darstellt, mit Rotstift mehrmals durchstrichen, Ihren Adressstempel über das Bild gesetzt, und zu dem Bilde mit Rundschrift die Sätze hinzugefügt: „Krieg dem Kriege“, „Keine Mordwaffen mehr“.

Ferner haben Sie in derselben Fibel das Weihnachtsbild ebenfalls durchstrichen, ebenso das ganze Lesestück „Weihnachten“.

Durch diese Maßnahmen haben Sie die Fibel Ihres Sohnes als Schulbuch unbrauchbar gemacht. Ich bitte Sie, diese von Ihnen gezeichnete Fibel Ihrem Sohne nicht mehr in die Schule mitzugeben. Sollte Ihr Sohn diese von Ihnen gezeichnete Fibel dennoch mit in die Schule bringen, so ist Herr Lehrer Schultze von mir angewiesen, dieses unbrauchbar gemachte Schulbuch in Verwahrung zu nehmen und es Ihrem Sohne erst dann wieder auszuhändigen, wenn er in das zweite Schuljahr versetzt worden ist. Da Sie doch aber wünschen, daß Ihr Sohn das Nötige lernt, um versetzt zu werden, so bitte ich Sie, ihm sogleich eine neue Fibel zu kaufen. Da die Fibel ein eingeführtes Schulbuch ist, so würde ich mich freuen, wenn ich die Anschaffung der neuen Fibel nicht erst zwangsweise erwirken müßte.

Meerkatz, Schulrat.

Antwort

Neudamm, den 2. November 1925.

An

Herrn Meerkatz, Schulrat

Cüstrin.

Ich habe keine Arbeit. (Zusatzrente.)
Bitte um Aushändigung sämtlicher Lehrmittel für meinen Sohn Rudolf Brock.

Achtungsvoll

Max Brock (70 Proz. Kriegsopter) Küstrinerstr. 4.

(Ausschneiden und deutlich ausfüllen!)

Ich abonniere die illustrierte Zeitung: „Die schwarze Fahne“ und zwar monatlich für 60 Pfg. — vierteljährlich für 1,80 Mk. bei portofreier Zusendung. Betrag ist sofort mit der Bestellung mitzusenden!

Name:

Ort:

Straße:

Sehr deutlich schreiben!

2. Brief

Herrn Brock, hier.

Auf Ihren Brief hin teile ich Ihnen folgendes mit:

1. Da eine allgemeine Lehrmittelfreiheit nicht besteht, können Sie für Ihren Sohn Rudolf auch nicht sämtliche Lehrmittel von der Schule erhalten. Einen Antrag beim Wohlfahrtsamt der Stadt zu stellen, steht Ihnen jedoch frei. Auf jeden Fall muß Rudi eine Tafel und Fibel haben, wenn er nicht Gefahr laufen soll, mit seinen Kenntnissen zurückzubleiben. Die Fibel, die er besaß, ist durch Aenderungen, die Sie vorgenommen haben, unbrauchbar geworden.

2. Ich bitte, wenn nicht gerade Krankheit vorliegt, bei gewünschter Schulfreiheit vorher Urlaub zu beantragen.

3. Den Brief an Herrn Schulrat Meerkatz kann ich als Klassenlehrer nicht weiter befördern; es empfiehlt sich der direkte Weg.

F. Schultze, Lehrer..

Antwort

Abschrift.

Neudamm, den 3. November 1925.

An

Herrn Lehrer Schultze und Rektor.

Ich als 70proz. Kriegsopter habe es nicht nötig, beim Wohlfahrtsamt zu bitten noch zu betteln; es ist mein gutes Recht, zurzeit von der Schule die Tafel und Fibel zu fordern.

Sollte mein Sohn Rudolf nicht innerhalb drei Tagen im Besitze der Sachen sein, so werde ich als Protest den Jungen von der Schule entfernt halten, bis die Sachen ausgehändigt werden.

Achtungsvoll
Max Brock.

Von dem Bilde Justiz

(auf der 1. Seite)

sind eine Anzahl Sonderdrucke (auf gutem Papier) durch unseren Verlag erhältlich zum Preise von 50 Pf. pro Bild. Gerahmt 3 Mk. (zuzüglich Porto und Verpackung). Der Verlag der „Schwarzen Fahne“ hat

1000 Stück

dieser Bilder auf eigene Kosten herstellen lassen (von Nr. 1 bis 1000 nummeriert) und führt die gesamte Einnahme (ohne jeden Abzug) zur Hälfte an die „Rote Hilfe“, zur anderen Hälfte an das Komitee zur Unterstützung der bulgarischen politischen Flüchtlinge ab. Verbreitet daher diese Bilder

zugunsten der politischen Gefangenen

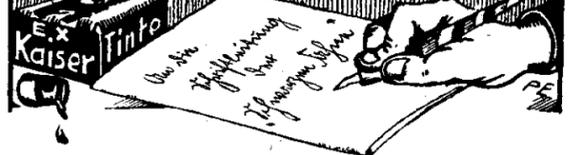
Einzel-Abonnenten

Der Versand der Zeitung erfolgt nur nach Vorausbezahlung des Abonnementsbetrages!

Nach Ablauf dieses Betrages ist das neue Abonnement im voraus zu bezahlen, sonst wird der Versand eingestellt.

Als Mahnung liegt der letzten Nummer des laufenden Abonnements eine Zahlkarte bei, durch die der neue Abonnementsbetrag einzusenden ist. Jeder kann sich auch leicht ausrechnen, wie lange sein Guthaben reicht, da er für je 20 Pf. eine Zeitung erhält. Die Expedition der „Schwarzen Fahne“.

Briefe die mich erreichten



An die
Redaktion der schwarzen Fahne
Berlin, den 6. November 1925.

Durch Zufall wollte es, daß ich in den Besitz Ihres geschätzten Blattes kam und war ich nicht wenig erstaunt, aus Ihrem Inhalt ein so freies Thema zu finden wie ich es in keiner Zeitung gesehen habe. Es ist ja sehr nett von Ihnen das Sie für das Wohl des deutschen Volkes sind jedoch dürfte es nicht über die Grenzen hinausgehen. Was den Pfarrer anbetrifft so ist er doch auch nur ein Mensch wie Sie und alle anderen. Warum soll er nicht auch seinen freien Willen haben. Ich möchte bestimmt jede Wette halten daß Sie auch manchmal einen kleinen Seitensprung machen. Es ist überhaupt ein großes Risiko von Ihnen so eine freie Zeitschrift offen zu vertreiben Sie können garnicht wissen wer dieselbe alles liest. Ihre Bilder scheinen ja sehr wertvoll zu sein, denn Bilder die in Ihrer Zeitschrift sind kann man wo anders gar nicht sehen. Vielleicht sagen sie mir unter ihrer Rubrik: „Briefe die uns erreichten“ auch einmal die Meinung.

Ein Leser Ihrer Zeitung.

Erstaunter Leser!

Wir glauben Ihnen gerne, daß Sie noch nie solche offene und rücksichtslose Behandlung aller Fragen des menschlichen Lebens gefunden haben, wie bei uns. Es gibt nämlich nur ganz wenige Zeitschriften, die, unabhängig von Kapitalinteressen, das sagen, was sie denken. Deshalb kennen wir auch keine Grenzen gegenüber den Interessen des Volkes. Gesetz und Sitte sind nämlich nur Grenzen für Ideen und Lebensformen, die die Profitinteressen bedrohen. Unser Kampf richtet sich gegen dieses System, das nur dem Profit einiger weniger dient und auch gegen alle Institutionen, die — wie die Kirche — dem Volke Sand in die Augen streuen, damit es seine Lage nicht erkennt. Deshalb haben wir auch gar nicht den Pfarrer angegriffen, sondern die Kirche, die dem Volke weismachen will, daß alle Freuden auf der Erde Sünde wären und die Ausgebeuteten auf das Himmelreich vertröstet. Der Pfarrer hat durchaus keinen Seitensprung gemacht, sondern seine Natur ist den Weg gegangen, den sie nach der Vergewaltigung durch das Zölibat gehen mußte! Uns liegt es fern, das Ausleben der natürlichen Triebe im bürgerlichen Jargon als „Seitensprünge“ zu bezeichnen. Wir haben jedoch gezeigt, wie lügenhaft das kirchliche System ist, weil es unnatürlich ist.

Ein Risiko ist es natürlich, eine solche Zeitung gegen die herrschende Klasse und ihre Ideologie herauszugeben, um so mehr, wo wir jawohl wissen, daß auch Achtgroschenjüngens unsere Zeitung bespitzeln und daß auf deren „Arbeit“ hin ständige Verbote gegen uns erlassen werden. Aber der revolutionäre Kampf für die Freiheit wird sicher von uns erfordern, daß wir noch ganz anderes Risiko auf uns nehmen: Ein Blick in die Gefängnisse und Zuchthäuser der freisten Republik wird Ihnen darüber nähere Auskunft geben.

Jeden Freitag

abends 7^{1/2} Uhr

in der Arbeiter-Kunst, Bln., Parochialstr. 29 (Nähe Alexanderplatz), öffentliche Vorträge im Sinne der anarchistischen Weltanschauung. Diskussion und Fragebeantwortung. Alle Leser der „Schwarzen Fahne“ sind eingeladen. Jeder Mensch ist willkommen.

Die nächsten Vorträge sind:

„Wenn es keine Polizei gäbe — — —?“
„Formen der freien Ehe“
„Religion oder Vernunft!“

In unserer

Buchhandlung Berlin C 2, Parochial-Str. 29

erhalten Sie sämtliche

anarchistisch-kommunistische Literatur

sowie aufklärende Schriften auf dem Gebiete der

Sexual-Wissenschaft.

Endlich: Das große Werk im Sinne der deutschen Verfassung: **Artikel 148**

Das von ERNST FRIEDRICH begründete

Internationale Anti-Kriegsmuseum

Berlin C 2, Parochialstr. 29, 5 Minuten vom Polizeipräsidentium.

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“: Menschen-
abschlachtungs-Instrumente: Verbrecherisches Kinderspielzeug
Mordabzeichen: Kriegsbilder: Bücher: Gegenstände aller Art

Das Museum ist täglich (auch Sonntags) von 10 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends geöffnet: Öffentliche Vorträge und Versammlungen
Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen
Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfg., Kinder 10 Pfg., Soldaten und Polizeibeamte frei!

Wieder erschienen:

Etappe Gent

oder der wirkliche Dolchstoß der kaiserlichen Offizierskamarilla von Heinrich Wandt.

Für die Leser der „Schwarzen Fahne“ beträgt der Preis statt 2,— Mk. nur 1,50 Mk. (portofrei).

Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des

Friedensbundes der Kriegsteilnehmer

(Carl Marmulla) Berlin N. 31, Strelitzerstr. 43, Aufgang III

auch erhältlich durch die Buchhandlung der „Schwarzen Fahne“
Berlin C. 2, Parochialstraße 29.



Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Erscheint jeden Freitag. Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“. Redaktionsschluss jeden Montag.

Man abonniert durch die Post. Abonnementpreis: monatlich 96 Pf., oder durch den Verlag, Berlin C. 2, Parochialstr. 29, monatlich 1,— Mk.

Schweiz Auslieferung: „Freie Jugend“, Bern Neubrückstr. 82 Postscheck: III 2553

Oesterreich Auslieferung: Joseph Hauser, Steyr Wehrgraben B 1/1

Deutschland Redaktion und Verlag: Berlin C. 2, Parochialstr. 29 Postscheck: Verlag Freie Jugend Nr. 667 83



An der Wiege der deutschen Republik

1. Kapitel

Die Geburt der Republik war aber also getan. Als Germania, ihre Mutter, dem Schlachtmaster Hindenburg, vertrauet war, erfand sich's, dass sie schwanger war vom Geiste der Sozialdemokratie. Hindenburg aber war monarchistisch und zog sich nach Hannover zurück.

Indem er so getan hatte, erschienen ihm die Abgesandten der Deutschnationalen und sprachen: Hindenburg, du Sohn der alten Zeit, fürchte dich nicht, Germania, dein Gemahl zu nehmen, denn das von ihr geboren ist, das ist nur von Fritz Ebert.

Sie hat ein Kind geboren, des Name ist zwar Republik, aber es ist eine Missgeburt und wird bald sterben.

Da tat Hindenburg also.

2. Kapitel

Da die Republik schon sieben Jahre alt und immer noch nicht gewachsen war, ward aller Welt gewahr, dass sie einen Wasserkopf hatte.

Es geschah aber, dass die drei Wesen des Abendlandes an ihrer Wiege standen: die Habsucht, die Heuchelei und der Mord.

Denn als sie von der Republik gehört hatten, zogen sie hin und sagten, da ist ein Geschäft zu machen.

Und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Germania, seiner Mutter, und fielen hin und taten, als ob sie es anbeteten, und der eine brachte eine grosse Liste von dem Golde, das er als Abfindung haben wollte, die Heuchelei aber segnete das Kind, auf dass es recht viele Kanonen baut, die ihm der Mord überreichte und auch anwende gegen den inneren Feind.

Zu Hindenburg aber sprach eine Stimme herab aus Doorn:

Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.

Die Weihnachtstragödie

Wenn die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hat und die Tage dünn und kalt sind, wird das Verlangen stärker nach dem Licht, das Wärme und Klarheit, das neue Leben bringt. Aber wir haben dann auch die Gewißheit, daß das Licht sich Bahn brechen wird und empfinden Freude über den Beginn einer neuen Zeit.

So fühlten die Alten und feierten das „Sonnwendfest“; deshalb verlegten auch die Christen das Fest der Geburt ihres Erlösers in die Zeit, in der Finsternis und Kälte ihren Höhepunkt erreicht haben. Es war ein Symbol des neuen Lebens, der Menschwerdung, der Geburt des Lichtes.

Gerade damals, als die Religion der Juden durch immer größere Verflachung unterzugehen drohte, als die Kultur des alten Roms, die Kultur der Gewalt und des Genusses die Welt beherrschte und dem Untergang zustrebte, wurde Christus geboren, arm und bedürftig in einem Stall, um die Welt zu erretten von ihrem Verderb. So berichtet die Ueberlieferung. Wir wissen nicht, ob sie der Wahrheit entspricht, wir wissen nur, daß mit dem Entstehen und der Ausbreitung der christlichen Lehre eine neue Weltordnung geboren, die Menschheit in eine neue Entwicklungsphase eingetreten war.

Zwanzig Jahrhunderte sind seitdem vergangen. In diesen 20 Jahrhunderten ist das Christentum zu einer weltbeherrschenden Macht, zu einem Hauptfaktor „kultureller“ Entwicklung geworden. Ob es wohl so gekommen ist, hängt der Anhänger des Christentums erwartet haben? nicht glauben.

War nicht anhänglich an ein kommunistisches Leben einer Welt von Gleichberechtigten gedacht, nicht in der ersten Zeit ihr Besitztum in Gruppen, sondern lebten in kleinen Gruppen als Brüder und Schwestern?

Erst als das Christentum an Ausbreitung zunahm und an Einfluß gewann, verlor es seine Ursprünglichkeit und Kraft und verwässerte derart, daß schon nach drei Jahrhunderten Konstantin der Große es zur Staatsreligion erhob. Der Glaube an die irdische Glückseligkeit mußte dem Suchen nach dem unbekanntem Jenseits weichen.

Das Christentum hat nicht die Macht besessen, seine Lehren von Bruderschaft und Nächstenliebe zu verwirklichen. Entstanden unter Einflüssen und Gegebenheiten, die dem nüchternen Westen fremd und unverständlich waren, konnte es seine schaffende Kraft nicht entwickeln, um seine Ideale zu verwirklichen. Um stets größeren Anhang zu gewinnen, mußte es sich den Sitten und Gebräuchen der ehemaligen „Heiden“ anpassen. Das Christfest ist ein Beweis hierfür. Darum ist alles, was sich heute Christ nennt, nur eine Karikatur von dem, was das Christentum im Ursprung war.

Das Christentum hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Es hat nicht die Macht gehabt, eine schaffende, aufbauende Kraft zu sein und zu bleiben. Wir sprechen noch heute von der Zeit, in der die christliche Kirche übermächtig war — dem Mittelalter — als von der Periode der Finsternis.

Das Licht, das das Christentum ursprünglich ausstrahlte, hat sich in Finsternis verkehrt, und aus dieser Finsternis arbeitet sich aufs neue die Menschheit empor zum Licht.

Das neue Licht kann das Christentum nicht mehr sein, es hat sich überlebt und soll Platz machen für das, was besser ist, übereinstimmender mit den Erfordernissen der neuen Zeit.

Wohl trachten in ihrem Wahnsinn die Prediger des Christentums danach, noch mehr „Ungläubige“ zu bekehren. Zu diesem Zwecke haben sie sich zusammengeschlossen mit den Herrschern und den Mächtigen dieser Welt. Sie wollen noch mehr Macht und Einfluß. Wir sagten schon, das Verlangen nach irdischer Glückseligkeit ist dem Verlangen nach himmlischer Herrlichkeit gewichen. In allem Ernst glauben sie an den Untergang dieser Welt und an ein „neues Jerusalem, in das sie einziehen werden nach diesem Leben.“

Wenn dann allen Völkern „das Evangelium verkündet“ und die ganze Welt vom Christentum durchdrungen ist, wird „die Zeit erfüllt sein“ und der Weltuntergang bevorstehen.

Auch wir glauben in der Tat, daß dann der vollkommene Untergang nahe herbeigekommen sein wird. Die Prediger der Christenheit haben einen Bund geschlossen mit den Herrschern und Mächtigen dieser Welt, mit den Dämonen des Verderbens in der kapitalistisch-imperialistischen Epoche. Ueberall, wo das Christentum gepredigt wird, geschieht es in Gemeinschaft mit Militarismus und Ausbeutung. Man lehrt Gehorsam, Unterwürfigkeit und Passivität, die Menschen werden getauft, im Morden unterwiesen, lernen Schnaps trinken und werden mit Syphilis verseucht. In den Fabriken werden sie ausgesogen bis auf den letzten Blutstropfen und bei der „Schutztruppe“ in den raffiniertesten Mordmethoden ausgebildet. Wenn die heutige christliche Lehre über die ganze Welt verbreitet sein wird, dann allerdings stehen wir vor der vollkommenen Vernichtung, dem Untergang der Menschheit.

11. Jahrg

XX 457



Nr. 13 — 1925

Preis 20 Pf.

Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Er erscheint jeden Freitag. Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“. Redaktionsschluss jeden Montag.

Man abonniert durch die Post. Abonnementspreis: monatlich 96 Pf., oder durch den Verlag, Berlin C. 2, Parochialstr. 29, monatlich 1,— Mk.

Schweiz Auslieferung: „Freie Jugend“, Bern Neubrückstr. 82 Postscheck: III 2553

Oesterreich Auslieferung: Joseph Hauser, Steyr Wehrgraben B 1/1

Deutschland Redaktion und Verlag: Berlin C. 2, Parochialstr. 29 Postscheck: Verlag Freie Jugend Nr. 667 83



An der Wiege der deutschen Republik

1. Kapitel

Die Geburt der Republik war aber also getan. Als Germania, ihre Mutter, dem Schlachtmeister Hindenburg, vertraut war, erfand sie's, dass sie schwanger war vom Geiste der Sozialdemokratie. Hindenburg aber war monarchistisch und zog sich nach Hannover zurück.

Indem er so getan hatte, erschienen ihm die Abgesandten der Deutschnationalen und sprachen: Hindenburg, du Sohn der alten Zeit, fürchte dich nicht, Germania, dein Gemahl zu nehmen, denn das von ihr geboren ist, das ist nur von Fritz Ebert.

Sie hat ein Kind geboren, des Name ist zwar Republik, aber es ist eine Missgeburt und wird bald sterben.

Da tat Hindenburg also.

2. Kapitel

Da die Republik schon sieben Jahre alt und immer noch nicht gewachsen war, ward aller Welt gewahr, dass sie einen Wasserkopf hatte.

Es geschah aber, dass die drei Wesen des Abendlandes an ihrer Wiege standen: die Habsucht, die Heuchelei und der Mord.

Denn als sie von der Republik gehört hatten, zogen sie hin und sagten, da ist ein Geschäft zu machen.

Und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Germania, seiner Mutter, und fielen hin und taten, als ob sie es anbeteten, und der eine brachte eine grosse Liste von dem Golde, das er als Abfindung haben wollte, die Heuchelei aber segnete das Kind, auf dass es recht viele Kanonen baut, die ihm der Mord überreichte und auch anwende gegen den inneren Feind.

Zu Hindenburg aber sprach eine Stimme herab aus Doorn:

Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.

Die Weihnachtstragödie

Wenn die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hat und die Tage dunkel und kalt sind, wird das Verlangen stärker nach dem Licht, das Wärme und Klarheit, das neues Leben bringt. Aber wir haben dann auch die Gewißheit, daß das Licht sich Bahn brechen wird und empfinden Freude über den Beginn einer neuen Zeit.

So fühlten die Alten und feierten das „Sonnenfest“; deshalb verlegten auch die Christen das Fest der Geburt ihres Erlösers in die Zeit, in der Finsternis und Kälte ihren Höhepunkt erreicht haben. Es war ein Symbol des neuen Lebens, der Menschwerdung, der Geburt des Lichtes.

Gerade damals, als die Religion der Juden durch immer größere Verflachung unterzugehen drohte, als die Kultur des alten Roms, die Kultur der Gewalt und des Genusses die Welt beherrschte und dem Untergang zustrebte, wurde Christus geboren, arm und bedürftig in einem Stall, um die Welt zu erretten von ihrem Verderb. So berichtet die Ueberlieferung. Wir wissen nicht, ob sie der Wahrheit entspricht, wir wissen nur, daß mit dem Entstehen und der Ausbreitung der christlichen Lehre eine neue Weltordnung geboren, die Menschheit in eine neue Entwicklungsphase eingetreten war.

Zwanzig Jahrhunderte sind seitdem vergangen. In diesen 20 Jahrhunderten ist das Christentum zu einer weltbeherrschenden Macht, zu einem Hauptfaktor „kultureller“ Entwicklung geworden. Ob es wohl so gekommen ist, was Anhänger des Christentums erwartet haben? Nicht glauben.

War nicht anfänglich an ein kommunistisches Leben einer Welt von Gleichberechtigten gedacht, nicht in der ersten Zeit ihr Besitztum in Gemeinschaft zu leben in kleinen Gruppen als Brüder und Schwestern?

Erst als das Christentum an Ausbreitung zunahm und an Einfluß gewann, verlor es seine Ursprünglichkeit und Kraft und verwässerte derart, daß schon nach drei Jahrhunderten Konstantin der Große es zur Staatsreligion erhob. Der Glaube an die irdische Glückseligkeit mußte dem Suchen nach dem unbekanntem Jenseits weichen.

Das Christentum hat nicht die Macht besessen, seine Lehren von Bruderschaft und Nächstenliebe zu verwirklichen. Entstanden unter Einflüssen und Gegebenheiten, die dem nüchternen Westen fremd und unverständlich waren, konnte es seine schaffende Kraft nicht entwickeln, um seine Ideale zu verwirklichen. Um stets größeren Anhang zu gewinnen, mußte es sich den Sitten und Gebräuchen der ehemaligen „Heiden“ anpassen. Das Christfest ist ein Beweis hierfür. Darum ist alles, was sich heute Christ nennt, nur eine Karikatur von dem, was das Christentum im Ursprung war.

Das Christentum hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Es hat nicht die Macht gehabt, eine schaffende, aufbauende Kraft zu sein und zu bleiben. Wir sprechen noch heute von der Zeit, in der die christliche Kirche übermächtig war — dem Mittelalter — als von der Periode der Finsternis.

Das Licht, das das Christentum ursprünglich ausstrahlte, hat sich in Finsternis verkehrt, und aus dieser Finsternis arbeitet sich aufs neue die Menschheit empor zum Licht.

Das neue Licht kann das Christentum nicht mehr sein, es hat sich überlebt und soll Platz machen für das, was besser ist, übereinstimmender mit den Erfordernissen der neuen Zeit.

Wohl trachten in ihrem Wahnsinn die Prediger des Christentums danach, noch mehr „Ungläubige“ zu bekehren. Zu diesem Zwecke haben sie sich zusammengeschlossen mit den Herrschern und den Mächtigen dieser Welt. Sie wollen noch mehr Macht und Einfluß. Wir sagten schon, das Verlangen nach irdischer Glückseligkeit ist dem Verlangen nach himmlischer Herrlichkeit gewichen. In allem Ernst glauben sie an den Untergang dieser Welt und an ein neues Jerusalem, in das sie einziehen werden nach diesem Leben.

Wenn dann allen Völkern „das Evangelium verkündet“ und die ganze Welt vom Christentum durchdrungen ist, wird „die Zeit erfüllet sein“ und der Weltuntergang bevorstehen.

Auch wir glauben in der Tat, daß dann der vollkommene Untergang nahe herbeigekommen sein wird. Die Prediger der Christenheit haben einen Bund geschlossen mit den Herrschern und Mächtigen dieser Welt, mit den Dämonen des Verderbens in der kapitalistisch-imperialistischen Epoche. Ueberall, wo das Christentum gepredigt wird, geschieht es in Gemeinschaft mit Militarismus und Ausbeutung. Man lehrt Gehorsam, Unterwürfigkeit und Passivität, die Menschen werden getauft, im Morden unterwiesen, lernen Schnaps trinken und werden mit Syphilis verseucht. In den Fabriken werden sie ausgesogen bis auf den letzten Blutstropfen und bei der „Schutztruppe“ in den raffiniertesten Mordmethoden ausgebildet. Wenn die heutige christliche Lehre über die ganze Welt verbreitet sein wird, dann allerdings stehen wir vor der vollkommenen Vernichtung, dem Untergang der Menschheit.

„Alarm“ Buchhandlung
Hamburg 3, Marienstr. 26

Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Erscheint jeden Freitag.
 Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u.
 „Proletarischer Kindergarten“ u.
 Redaktionsschluß jeden Montag.

Man abonniert durch die Post. Abonnementspreis: monatlich 96 Pf., oder durch den Verlag, Berlin C. 2, Parochialstr. 29, monatlich 1,— Mk.

Schweiz
 Auslieferung:
 „Freie Jugend“, Bern
 Neubrückstr. 82
 Postscheck: III 2558

Oesterreich
 Auslieferung:
 Joseph Hauser, Steyr
 Wehrgraben B 1/1

Deutschland
 Redaktion und Verlag:
 Berlin C. 2, Parochialstr. 29
 Postscheck:
 Verlag Freie Jugend Nr. 667 83



An der Wiege der deutschen Republik

1. Kapitel

Die Geburt der Republik war aber also getan. Als Germania, ihre Mutter, dem Schlachtmeister Hindenburg, vertrauet war, erfand sieh's, dass sie schwanger war vom Geiste der Sozialdemokratie. Hindenburg aber war monarchistisch und zog sich nach Hannover zurück.

Indem er so getan hatte, erschienen ihm die Abgesandten der Deutschnationalen und sprachen: Hindenburg, du Sohn der alten Zeit, fürchte dich nicht, Germania, dein Gemahl zu nehmen, denn das von ihr geboren ist, das ist nur von Fritz Ebert.

Sie hat ein Kind geboren, des Name ist zwar Republik, aber es ist eine Missgeburt und wird bald sterben.

Da tat Hindenburg also.

2. Kapitel

Da die Republik schon sieben Jahre alt und immer noch nicht gewachsen war, ward aller Welt gewahr, dass sie einen Wasserkopf hatte.

Es geschah aber, dass die drei Wesen des Abendlandes an ihrer Wiege standen: die Habsucht, die Heuchelei und der Mord.

Denn als sie von der Republik gehört hatten, zogen sie hin und sagten, da ist ein Geschäft zu machen.

Und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Germania, seiner Mutter, und fielen hin und taten, als ob sie es anbeteten, und der eine brachte eine grosse Liste von dem Golde, das er als Abfindung haben wollte, die Heuchelei aber segnete das Kind, auf dass es recht viele Kanonen baue, die ihm der Mord überreichte und auch anwende gegen den inneren Feind.

Zu Hindenburg aber sprach eine Stimme herab aus Doorn:

Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.

Die Weihnachtstragödie

Wenn die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hat und die Tage dunkel und kalt sind, wird das Verlangen stärker nach dem Licht, das Wärme und Klarheit, das neue Leben bringt. Aber wir haben dann auch die Gewißheit, daß das Licht sich Bahn brechen wird und empfinden Freude über den Beginn einer neuen Zeit.

So fühlten die Alten und feierten das „Sonnenfest“; deshalb verlegten auch die Christen das Fest der Geburt ihres Erlösers in die Zeit, in der Finsternis und Kälte ihren Höhepunkt erreicht haben. Es war ein Symbol des neuen Lebens, der Menschwerdung, der Geburt des Lichtes.

Gerade damals, als die Religion der Juden durch immer größere Verflachung unterzugehen drohte, als die Kultur des alten Roms, die Kultur der Gewalt und des Genusses die Welt beherrschte und dem Untergang zustrebte, wurde Christus geboren, arm und bedürftig in einem Stall, um die Welt zu retten von ihrem Verderb. So berichtet die Ueberlieferung. Wir wissen nicht, ob sie der Wahrheit entspricht, wir wissen nur, daß mit dem Entstehen und der Ausbreitung der christlichen Lehre eine neue Weltordnung geboren, die Menschheit in eine neue Entwicklungsphase eingetreten war.

Zwanzig Jahrhunderte sind seitdem vergangen. In diesen 20 Jahrhunderten ist das Christentum zu einer weltbeherrschenden Macht, zu einem Hauptfaktor „kultureller“ Entwicklung geworden. Ob es wohl so gekommen ist, wie die Anhänger des Christentums erwartet haben? Wir können es nicht glauben.

War nicht abhängig an ein kommunistisches Zusammenleben einer Welt von Gleichberechtigten gedacht? Gaben sie nicht in der ersten Zeit ihr Besitztum in Gemeinschaft und lebten in kleinen Gruppen als Brüder und Schwestern?

Erst als das Christentum an Ausbreitung zunahm und an Einfluß gewann, verlor es seine Ursprünglichkeit und Kraft und verwässerte derart, daß schon nach drei Jahrhunderten Konstantin der Große es zur Staatsreligion erhob. Der Glaube an die irdische Glückseligkeit mußte dem Suchen nach dem unbekanntem Jenseits weichen.

Das Christentum hat nicht die Macht besessen, seine Lehren von Bruderschaft und Nächstenliebe zu verwirklichen. Entstanden unter Einflüssen und Gegebenheiten, die dem nüchternen Westen fremd und unverständlich waren, konnte es seine schaffende Kraft nicht entwickeln, um seine Ideale zu verwirklichen. Um stets größeren Anhang zu gewinnen, mußte es sich den Sitten und Gebräuchen der ehemaligen „Heiden“ anpassen. Das Christfest ist ein Beweis hierfür. Darum ist alles, was sich heute Christ nennt, nur eine Karikatur von dem, was das Christentum im Ursprung war.

Das Christentum hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Es hat nicht die Macht gehabt, eine schaffende, aufbauende Kraft zu sein und zu bleiben. Wir sprechen noch heute von der Zeit, in der die christliche Kirche übermächtig war — dem Mittelalter — als von der Periode der Finsternis.

Das Licht, das das Christentum ursprünglich ausstrahlte, hat sich in Finsternis verkehrt, und aus dieser Finsternis arbeitet sich aufs neue die Menschheit empor zum Licht.

Das neue Licht kann das Christentum nicht mehr sein, es hat sich überlebt und soll Platz machen für das, was besser ist, übereinstimmender mit den Erfordernissen der neuen Zeit.

Wohl trachten in ihrem Wahnsinn die Prediger des Christentums danach, noch mehr „Ungläubige“ zu bekehren. Zu diesem Zwecke haben sie sich zusammengeschlossen mit den Herrschern und den Mächtigen dieser Welt. Sie wollen noch mehr Macht und Einfluß. Wir sagten schon, das Verlangen nach irdischer Glückseligkeit ist dem Verlangen nach himmlischer Herrlichkeit gewichen. In allem Ernst glauben sie an den Untergang dieser Welt und an ein neues Jerusalem. In das sie einzichen werden nach diesem Leben.

Wenn dann allen Völkern „das Evangelium verkündet“ und die ganze Welt vom Christentum durchdrungen ist, wird „die Zeit erfüllt sein“ und der Weltuntergang bevorstehen.

Auch wir glauben in der Tat, daß der vollkommene Untergang nahe herbeigekommen sein wird. Die Prediger der Christenheit haben einen Bund geschlossen mit den Herrschern und Mächtigen dieser Welt, mit den Dämonen des Verderbens in der kapitalistisch-imperialistischen Epoche. Ueberall, wo das Christentum gepredigt wird, geschieht es in Gemeinschaft mit Militarismus und Ausbeutung. Man lehrt Gehorsam, Unterwürfigkeit und Passivität, die Menschen werden getauft, im Morden unterwiesen, lernen Schnaps trinken und werden mit Syphilis verseucht. In den Fabriken werden sie ausgesogen bis auf den letzten Blutstropfen und bei der „Schutztruppe“ in den raffiniertesten Mordmethoden ausgebildet. Wenn die heutige christliche Lehre über die ganze Welt verbreitet sein wird, dann allerdings stehen wir vor der vollkommenen Vernichtung, dem Untergang der Menschheit.

Ob es soweit kommen wird? Die orthodoxe Christenheit glaubt daran. Sie sieht in Krieg und Vernichtung die Vorzeichen des Weltunterganges, nachdem die neue Welt, durch Gott selbst geschaffen, kommen wird. In diesem Glauben arbeiten sie mit Macht an der Ausbreitung der christlich-kapitalistischen Weltanschauung und segnen das Morden im Kriege als gottwohlgefällige Tat.

Naive Menschen meinen, daß das Christentum zu seiner ursprünglichen Idee zurückgebracht werden soll, daß es die goldenen Ketten sprengen muß, die es an Kapital und Staat kettet, und die reine, menschenliebende Lehre Christi dem Volke verkündet werden soll.

Um die Menschheit wieder zur Freiheit zu führen, ist eine Umformung der Gesellschaft notwendig.

Soll der heutige Sozialismus die neue Zukunft bringen? Wir haben Grund, auch daran zu zweifeln.

Um bei den breiten Schichten der Masse Eingang zu finden, hat er sich deren Wünschen angepaßt. Wir sehen bei der Ausbreitung des Christentums die Machtentwicklung der katholischen Kirche als Spiegelbild des heidnisch-römischen Imperiums. Der Sozialismus, geboren in einer Zeit christlich-kapitalistischer Weltanschauung, trachtet in zwei seiner stärksten Strömungen zu Macht und Einfluß zu gelangen durch Anwendung von Mitteln und Methoden der kapitalistischen Zeitepoche. So wird das Ziel Nebensache, das Mittel Hauptsache. Man kämpft mit den bürgerlichen Kampfmitteln der Gegner, um zu Macht und Ansehen zu kommen.

Eine dritte Richtung des Sozialismus wendet sich an das menschliche Gewissen jedes einzelnen. Die Kraft des Menschen liegt bei ihm selbst, seine Macht ist in dem, was er tut. Darum weist sie die heutige Weltanschauung von sich und predigt die „Umwertung aller Werte“ aus eigenem freien Willen und innerlichem Lebensdrang.

Das ist die Strömung und das sind ihre Anhänger, die uns einen Lichtblick gewähren in der Düsternis unserer Zeit. Dort, wo sie als erbitterte Feinde gegen das Chaos der christlich-kapitalistischen Kultur auftreten, besteht die Hoffnung, der Ausrottung und Abschachtung der Menschheit ein Ende zu bereiten.

Wenn dann zum Christfest die Glocken läuten und die Gläubigen sich zur Kirche begeben, um von der Geburt des Friedensverkünders zu hören und täglich die Kanonen donnern, Priester die Waffen segnen und die Kriegsflammen in der ganzen Welt emporlodern, feiert man das Fest des Erlösers, der ohnmächtig war, ein wahrer Erlöser zu sein, dann läuten die Glocken der Kirchen zum eigenen Begräbnis. Und wenn es dann finster in der Welt aussieht und die Menschheit vor ihrem Untergang steht, weil das Licht, das einst von Bethlehem strahlte, kein Licht mehr ist. Dann sehen wir in dem Dunkel der Zeit als einzige Hoffnung die Schar unserer Genossen, die sich selbst Erlöser geworden sind, um die Welt zu retten von ihrem Verderb.

Das ist die Tragödie des Christfestes und die Tragödie der Welt, das alles, was in seiner Entwicklung dem Höhepunkt zustrebt, verdammt ist unterzugehen, um Platz zu schaffen für das, was besser ist.

Rinus v. d. Brink.

Aus: De Branding, übersetzt von Otto Storch.

Vor zwei Jahrtausenden haben schon die Sklaven des mächtigsten Reiches der Erde geahnt, daß aus der Tiefe der Menschheit, wo immer unversehrt der Same der rettenden Tat, der Gedanke der Revolution geborgen ist. Ein Proletarier muß der Volkserlöser sein, ein Kind der Liebe! Tyrannentilgung stellt schon seiner Kindheit nach, aber die Weisen bringen ihre Schätze an die Wiege des Kindes und prophezeien seinen Ruhm. Der Staat wird ihn ans Kreuz schlagen unter dem Jubel des Pöbels, der Priester und der Reichen. Aber töten kann er ihn nicht. Die Auferstehung folgt auf jeden Charfreitag. Die Tage werden wieder länger, die Sonne tritt ihren Siegesgang an. Das ist der Jesus der sozialen Revolution. Ich glaube an ihn, ich feiere seine Geburt; ich hoffe es zu erleben, daß er eure Wechselfische umstößt und euch zum Tempel hinausjagt, ihr Andächtigen, damit endlich der Friede den Menschen werde und das Wohlgefallen auf Erden!

Robert Reitzel.

Wie die Pfaffen entstanden sind

Aus dem „Pfaffenpiegel“.

Historische Denkmale des Fanatismus der römisch-kathol. Kirche.

Von Corvin.

Verlag von M. Bock, Rudolstadt.

(5. Fortsetzung und Schluß.)

So bedeutend nun auch der Einfluß der Bischöfe auf die Beschlüsse dieser Kirchenversammlungen war, so standen ihnen noch immer die große Anzahl der anderen Abgeordneten der Gemeinde entgegen, und es wurde vorerst die Aufgabe der Bischöfe, diese von den Kirchenversammlungen zu entfernen. Zuerst gelang es ihnen mit den nicht priesterlichen Mitgliedern der Gemeinde, dann mit den Diakonen und endlich auch mit den Presbyteren, so daß die Gesamtheit der christlichen Gemeinden auf den Synoden einzig und allein durch die Bischöfe vertreten wurde.

Dies war zwar ein bedeutender Gewinn, denn nun konnten diese beschließen, was sie in ihrem Interesse für nötig hielten; aber noch immer bedurften die gefaßten Beschlüsse der Zustimmung der Gemeinde. Um diesen lästigen Zwang zu entfernen, erfand man ein eigentümliches Mittel, welches wir einen plumpen und ungeschickten Betrug nennen würden, wenn er — nicht gelungen wäre.

Es war nämlich bei den Christen Gebrauch geworden, jede Versammlung mit der Bitte an Gott zu eröffnen, daß er die Anwesenden durch seinen Geist erleuchten und bei ihren Beratungen leiten möge. Diese Sitte wurde auch bei der Eröffnung von Kirchenversammlungen beobachtet, und nun erzeugten die Bischöfe den Wahn, daß durch dieses Gebet der heilige Geist auch stets veranlaßt werde, bei der Synode gleichsam den Vorsitz zu führen, so daß alle ihre Beschlüsse als Aussprüche des heiligen Geistes, also Gottes selbst, zu betrachten wären, die der Bestätigung nicht bedürften! Durch diese List waren die christlichen Gemeinden um den letzten Rest ihrer Freiheit gebracht und der eigennützigsten Willkür der Bischöfe preisgegeben.

Nachdem diese einmal so weit gekommen waren, gingen sie in ihren Anmaßungen immer weiter, und es kam bald eine Zeit, wo die vor kurzem noch so ehrwürdigen Vorsteher der christlichen Gemeinden größtenteils die eigennützigsten, schamlosesten und verworfensten Menschen waren. „Aus den hölzernen Kirchengeläßen wurden goldene, aber aus den goldenen Bischöfen wurden hölzerne.“

Als Kaiser Konstantin die christliche Religion zur Staatsreligion machte, erlitten alle Verhältnisse der christlichen

Die Weihnachtsglocken läuten Friede auf Erden

Krieg in Marokko — Krieg in Syrien — Krieg in China

Amerika

Ku Klux Klan diktiert.

(I. R. H.) In dem Bergwerksort Zeigler in Illinois kam es vor einigen Monaten zu einem Zusammenstoß zwischen Bergarbeitern und angreifenden Ku Klux Klan-Leuten. In dem Handgemenge fiel ein Schuß und tötete einen revolutionären Bergarbeiter. Die Polizei verhaftete sofort eine größere Anzahl Bergarbeiter, von denen noch heute 15 im Gefängnis sitzen und mit langjährigen Zuchthausstrafen — einer sogar mit dem Galgen — bedroht werden, auf Grund des Antisindikalitätsgesetzes. Obwohl auf Grund von Zeugen festgestellt worden ist, daß der wirkliche Mörder ein Mitglied des Ku Klux Klan ist, das gar nicht in das Verfahren einbezogen wird, setzt die faschistische Justiz mit energischer Unterstützung der Grubenbesitzer das Verfahren gegen die Bergarbeiter fort, deren Gewerkschaftsgruppe wegen ihrer besonders revolutionären Gesinnung den Behörden und Unternehmern ein Dorn im Auge ist. Auch die Gewerkschaftsbonzen arbeiten in schamlosester Weise mit den Behörden gegen die angeklagten Arbeiter zusammen.

Deutschland

Im Gefängnis zu Tode gequält.

Die Arbeiterpresse in Deutschland berichtet über zunehmende Fälle, wonach proletarische Gefangene durch das Untersuchungssystem und die Strafhaft völlig zugrunde gerichtet werden. Schon vor längerer Zeit wurde der Arbeiter Holzwarth verhaftet. Bei seiner Verhaftung erkrankte der Genosse an Grippe und infolge der Untersuchungshaft verschlechterte sich die Krankheit dermaßen, daß der Arbeiter zwei Blutstürze erlitt. Als er nach neun Wochen Haft auf freien Fuß gesetzt wurde, war er so todkrank, daß er nach einer Viertelstunde verstarb.

Gefängnisgreuel ohne Ende.

(I. R. H.) Im Thüringer Landtag brachte dieser Tage der kommunistische Abgeordnete Schulze erschütterndes Material gegen die Gefängnisbarbarei der deutschen Klassenjustiz zur Sprache. In der Strafanstalt Gräfenonna sitzen zwei 62- und 65jährige Proletarierfrauen, die zu langen Gefängnisstrafen verurteilt wurden, weil sie sich während der Inflationszeit an einer Hungerdemonstration in Sondershausen beteiligten und, durch den nagenden Hunger getrieben, sich einige Lebensmittel aneigneten. Eine schamlose Ausbeutung der Gefangenen herrscht in den Strafanstalten. Bei angestrengtester Arbeit erhalten die Gefangenen nur fünf bis zwanzig Pfennig Vergütung pro Tag (!), wovon sie die notwendigsten Ausgaben für Seife usw. selbst bestreiten müssen.

Rumänien

Ein dreijähriges Kind.

(I. R. H.) Der Zeuge Razevel gibt Einzelheiten über die Erschießung eines dreijährigen Kindes! Der Soldat, der es gefangen nahm, brachte es zu Morarescu.

„Warum hast du es noch nicht erledigt?“ schrie ihm der Oberleutnant an.

„Ein unschuldiges Kindlein, Herr Oberleutnant!“ erwiderte der Soldat.

„Sofort sollst du es seiner Mutter nachschicken!“ rief der Oberleutnant.

„Wo ist die Mutter?“ fragte der Soldat.

„Sie schwimmt seit heute früh im Dniestr“, gab Morarescu zur Antwort.

Mit Tränen in den Augen erschob dann der Soldat das dreijährige Kind.

Kirche eine bedeutende Veränderung. Die Kaiser betrachteten sich selbst als Oberhäupter derselben; sie beriefen nicht nur nach ihrem Gefallen Kirchenversammlungen, leiteten die Wahlen der Bischöfe oder ernannten diese geradezu, sondern entschieden auch theologische Streitigkeiten nach ihrem Gutdünken. Dadurch gingen freilich viele der angemaßten Rechte der Bischöfe für den Augenblick verloren; aber die Vorteile, welche sie auf der anderen Seite gewannen, waren so groß, daß sie sich ganz außerordentlich demütig und fügsam zeigten, und so geschah es, daß alles in der Kirche nach dem Winke der Kaiser ging.

Der Kaiser war der Gnadenborn, aus dem auf seine Günstlinge Ehren und Reichtümer strömten, und die Bischöfe und Geistlichen wetzerten in niedriger Schmeichelei, um deren möglichst viel zu erschnappen. Die Armut der Kirche und ihrer Diener hatte ein Ende. Schon Kaiser Konstantin bestimmte einen Teil der Staatseinkünfte zum Unterhalte der Geistlichen und begnadigte sie mit wichtigen Vorrechten. Das allereinstimmlichste war aber das Gesetz, durch welches er sie für berechtigt erklärte, Schenkungen anzunehmen, welche ihnen durch testamentarische Verfügungen gemacht wurden, was nach dem Gesetze des Kaisers Diokletian keinem Verein gestattet war.

Nun war der Habgier der Geistlichkeit ein weites Feld geöffnet. Die niedrigsten und verächtlichsten Mittel wurden angewandt, um die bereits in Aberglauben aller Art versunkenen Christen zu reichen Schenkungen zu bewegen, und bereits nach zehn Jahren wagte niemand mehr zu sterben, ohne der Geistlichkeit ein Legat zu vermachen. Diese betrieb ihr Geschäft auf so schamlose Weise, daß nicht sehr lange darauf die Kaiser Gratian und Valentinian sich gezwungen sahen, durch Gesetze der Erbschleicherei der Geistlichen Einhalt zu tun.

Hieronymus, der Geheimschreiber des römischen Bischofs Damasus, der Zeuge war von dem nichtswürdigen Treiben der Pfaffen, rief bei der Bekanntmachung des Gesetzes: „Ich bedaure nicht des Kaisers Verbot, sondern mehr das, daß meine Mitbrüder es notwendig gemacht haben!“ Diese Mitbrüder schildert er auf wenig schmeichelhafte Weise, indem er sagt: „Sie halten kinderlosen Greisen und alten Matronen den Nachtopf hin, sind stets geschäftig um ihr Lager; mit eigenen Händen fangen sie ihren Auswurf auf, und Witwen heiraten nicht mehr; sie sind weit freier und Priester dienen ihnen um Geld.“ Selbst der Bischof des Hieronymus, Damasus, hatte sich den Beinamen Ohrenkrabber der Damen erworben.

Als Julianus (361 n. Chr.) zur Regierung kam, geriet der ganze Pfaffen Schwarm in große Bestürzung, denn dem gebil-

Polen

Ein Ausschnitt.

Ein Protokoll, aufgenommen in Bjalostok (weißrussisches Polen) von einem dort unlängst verhafteten und „verhörten“ Arbeiter:

„Ich wurde am 22. September verhaftet, am nächsten Tage von 12 bis 3 Uhr nachmittags verhört. Während des Verhörs wurde ich von vorn ständig geohrfeigt, von hinten mit einem eisernen Stock geschlagen. Meine Hände wurden zwischen großen eisernen Schlüsseln gepreßt. Sodann wurden sie an die Knie gefesselt und zwischen Ellenbogen und Knien wurde mir ein Stock durchgeführt. Ich wurde solange um den Stock gedreht, bis ich schrie, daß ich es nicht mehr aushalte. Dann hat man mir den Mund mit den eigenen Socken geknebelt und die entblößten Füße mit eisernem Draht geschlagen. Ich konnte fünfzig Schläge abzählen. Nachher hat man mir befohlen, mich auf die Füße zu stellen, was mir jedoch, da meine Füße geschwollen waren, unmöglich war. Darauf wurde ich von den Gendarmen vom einen zum anderen geschleudert und gezwungen, mehrere Male über eine Bank zu springen. Endlich begann man mir Wasser in die Nase zu gießen und ein anderer, sich mir auf den Bauch zu setzen. Sechs Flaschen Wasser wurden mir so in die Nase gegossen. All das bestätige ich durch eigenhändige Unterschrift. A. Podowsky.“

Bulgarien

Bruder Mensch, antworte!

Aus Sofia wird gemeldet: In einem bürgerlichen Blatte erschien ein erschütternder Brief aus dem Städtchen Leskowetz. „In unserem Städtchen — heißt es im Briefe — läuten alle fünf Kirchenglocken zur Totentrauer. In elf Häusern begräbt man den Sohn. Elf junge Leute wurden von unbekanntem Personen getötet. Bruder Mensch, wo du auch bist, antworte mir, wie ist das zu erklären? Wo ist die Kirche, wo ist der Staat, wo sind die Intellektuellen, wo sind die Schriftsteller, wo ist Europa, wenn so Unglaubliches geschehen kann? Bruder Mensch, komm hierher, höre die weinenden Mütter und gib mir eine Antwort!“

Italien

Arbeiterblut in Strömen.

Die neue Terrorwelle des Wahnsinnigen, Mussolini, legt der italienischen Arbeiterschaft ungeheure Menschenopfer auf. Aus der Statistik der italienischen Roten Hilfe ist ersichtlich, daß im Laufe des Monats Oktober, als die wilden Faschistenbanden die eigentliche Arbeit erst begannen, fünfhundertzwanzig Menschen bei politischen Zusammenstößen getötet wurden. Die Zahl der Schwerverletzten beläuft sich auf achtundsiebzig. Es wurden hundertzwanzig Arbeiterheime zerstört, siebenhundertachtzig Haussuchungen vorgenommen und zweiundvierzig Zeitungen eingestellt.

Ernst Friedrich spricht

Sonntag, 10. Januar 1926, abends 7 1/2 Uhr
im Berliner Rathaus (großer Saal)
Königstraße

Russische Dichtungen
und Erzählungen
von Gorki, Tolstoi, Gogol u. a.

deten, mit der Philosophie seinerzeit bekannten und darin aufgelegenen Kaiser erschien das bereits durch Aberglauben und Fabeln aller Art entstellte Christentum abgeschmackt und lächerlich. Er „fiel daher vom Glauben ab“, wie die Kirchenphrase heißt, und erwarb dafür von den christlichen Geschichtsschreibern den Beinamen Apostata (Abtrünniger).

Die reine und einfache Lehre Jesu hatte in der Tat bereits eine traurige Veränderung erlitten und war durch Wundermärchen und läppische Fabeln verunstaltet worden. Vor der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325 n. Chr.) gab es gegen fünfzig Evangelien, von denen nur die noch in der Bibel enthaltenen beibehalten wurden, weil die anderen den Heiden doch gar zu viel zu spotten und zu lachen gaben. Sie enthielten die abgeschmacktesten Erzählungen und trivialsten Geschichten, und wenn auch ihre Verfasser mit der Mutter Jesu nicht so vertraut waren, wie jener Portugiese, der ein „Leben Jesu im Bauche der Maria“ schrieb, so berichten sie uns doch unter anderem, daß dem frechen Menschen, der Maria unzuchtig anzufassen wagte, augenblicklich die Hand verdorrte. Auch von Wundern erzählen sie, die Jesus als Kind verrichtete. Einst habe derselbe mit anderen Kindern gespielt, und mit ihnen aus Ton Vögel geformt; die von ihm gemachten seien sogleich fortgeflogen. Als er größer geworden, habe er einst einen Tisch gefertigt, und als er von seinem Vater gescholten worden sei, weil er zu kurz war, habe er an dem Tisch gezogen und ihn so lang gemacht, wie Meister Joseph wollte.

Kaiser Julianus versuchte es, das Christentum zu stürzen, obwohl er die Christen nicht verfolgte, und als er schon nach zweijähriger Regierung im Kriege gegen die Perser fiel, verursachte sein Tod große Freude.

Sein Liebhaber, der Philosoph Libanius, fragte einst spöttisch einen christlichen Lehrer zu Antiochien: „Was macht des Zimmermanns Sohn?“ Er erhielt zur Antwort: „Einen Sarg für deinen Schüler.“ Bald darauf starb der Kaiser, und Libanius vermutete, eben vielleicht wegen dieser Antwort, daß er durch irgendeinen fanatischen Christen seinen Tod fand. Sterbend unterhielt sich der Kaiser über die Erhabenheit der menschlichen Seele, aber die Christen erzählten, er habe eine Hand voll Blut gen Himmel gespritzt und ausgerufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!“

Mit Julian starb der letzte heidnische Kaiser; unter seinen Nachkommen breitete sich die Macht der Pfaffen immer mehr aus, und dieses Ungeziefer des Christentums verunstaltete daselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr und wurde immer unverschämter und üppiger.

Proletarischer Kindergarten

Von der Weihnachtsgeschichte

Martha hat ihre Schularbeiten beendet und packt die Federn, Hefte und Bücher in die Tasche.

Die Mutter will den Tisch frei haben, denn der Vater ist von der Arbeit nach Hause gekommen; nun will man sich zum Abendessen niedersetzen.

Während der Vater sich wäscht, richtet die Mutter das Essen her. Gleich wird ihr Martha ein wenig helfen, indem sie den Tisch deckt.

„Wir singen jetzt schon Weihnachtslieder in der Schule,“ sagt sie zu Paul gewendet, der in der Ecke in einem Buche liest.

„Und bei uns wird das Weihnachtsevangelium durchgenommen,“ gibt Paul zurück: „Ein paar Jungen aus meiner Klasse sind bei der Weihnachtsaufführung dabei. Sie gehen a's Hirten beim Krippenspiel.“

„Die großen Mädchen bei uns üben den Lobgesang der Engel,“ berichtet Martha weiter. „Ehre sei Gott in der Höhe . . .“

„Und Friede auf Erden,“ fährt Paul fort; „ . . . nicht, Vater, . . . Friede auf Erden, derweil schießt man in Asien und Afrika massenhaft Menschen tot.“

„Wir brauchen nicht erst nach Asien und Afrika zu gehen,“ meldet sich der Vater, „um zu beobachten, wie sehr dieser Engelslobgesang ein wahrer Hohn auf diese christliche Welt ist.“

„Wie kommt es aber denn,“ mischt sich die Mutter ins Gespräch, „daß immer noch so viele Menschen zur Kirche halten und gerade am Weihnachtsfest so viel Freude für sich und die Kinder haben?“

„Das kommt daher,“ antwortet der Vater, „daß die Menschen in ihrer Lebensangst und Sorge eine Zuflucht und einen Trost brauchen. Wenn sie bei Menschen keinen Rat und keine Hilfe finden und zu sich selbst nicht genug Vertrauen haben, flüchten sie eben zu himmlischen Mächten, die sie sich einbilden, weil sie sonst ganz und gar verzagen müßten.“

„Und warum feiern sie Weihnachten ganz besonders?“ fragt Paul.

„Es ist kein Zufall,“ antwortet der Vater und setzt sich zu Tische, „daß Menschen, die aus Erlösungsbedürfnis zur Religion halten, gerade das Fest besonders feiern, das als ein Erlösungsfest gilt. Denn ursprünglich war Weihnachten das Fest des Sieges der Sonne über die Finsternis der langen Winternächte. Die Menschen freuten sich, daß der härteste Teil des Winters überwunden war, daß sie von der Plage der kurzen Tage und langen Nächte erlöst wurden. Der 25. Dezember war seit uralter Zeit der Tag des Julfestes, der Wintersonnenwende.“

„Ich habe in einem Buche gelesen,“ fügt Paul hinzu, „daß Weihnachten ein altes germanisches Fest sei.“

„Gewiß,“ bestätigt der Vater, „aber auch die meisten anderen Völker des Altertums haben den 25. Dezember festlich begangen. So die Perser, die auch einen Erlöser verehrten, den sie Mithra nannten. Später hat man die Geburt des Jesuskindes auf diesen Tag verlegt. In alten Katakomben Roms hat man ein Bild aufgefunden, das die Geburt des persischen Sonnengottes darstellt. Die Mutter, deren Haupt von einem Strahlenkranz umgeben ist, hat das Kind auf dem Schoße. Vor ihr knien drei Männer in persischer Kleidung, die Geschenke darbringen. Seitwärts erblickt man einen Stern. Das Bild hat große Ähnlichkeit mit den Bildern, welche die Anbetung Jesu durch die Weisen aus dem Morgenlande darstellen. Vielleicht hat der Verfasser der Weihnachtsgeschichte dieses oder ein ähnliches Bild gekannt und danach seine Geschichte niedergeschrieben. Zwischen den Juden und Persern bestanden seit der Gefangenschaft enge Beziehungen, und auch in Rom, zur



So ist es:

Einer mit dem Pflug und sechs mit dem Löffel



So soll es werden:

Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen

Zeit der ersten Christen, war die Verehrung des persischen Sonnengottes sehr gebräuchlich.“

„Aber wunderbar ist die Geschichte von Jesu Geburt doch,“ versichert die Mutter, um nicht merken zu lassen, daß ihr Glaube wieder ein bißchen ins Wanken gerät.

„Genau so wunderbar wie die Geschichte von der Geburt Buddhas. Dieser indische Erlöser wurde auch von einer jungfräulichen Mutter geboren, die Maja hieß; bei seiner Geburt erschien Engel am Himmel, die einen Lobgesang sangen; ein alter Einsiedler kam herbei und nahm das Kindlein in seine Arme. Ein benachbarter König veranstaltete, um das Kind zu beseitigen, einen Kindermord. Später wurde aus dem Kinde ein Prediger, Wundertäter und Welterlöser, der Jünger um sich scharte, eine Bergpredigt hielt, Gleichnisse erzählte und Wunder verrichtete. Das Merkwürdigste dabei ist, daß er vieles mit denselben Worten und Redewendungen sagte, wie dies später von Jesus berichtet wird. Dabei soll Buddha ungefähr 600 Jahre früher gelebt haben als Jesus.“

„Wie kann das zugegangen sein, Vater?“ fragt wißbegierig Paul.

„Vielleicht waren in Palästina und Rom schon Schriften über Buddha bekannt. Man weiß, daß ein buddhistischer König Asoka lange vor Christi Geburt solche Schriften abfassen und durch Missionare in der ganzen Welt verbreiten ließ. Die Sekte der Essener, von der im Neuen Testament berichtet wird, dürfte eine buddhistische Gemeinde gewesen sein. Möglicherweise sind durch sie die buddhistischen Schriften verbreitet, abgeschrieben und in die Jesuslegende hineingearbeitet worden.“

„Legende — sagst du,“ fällt ihm die Mutter ins Wort. „Soll denn alles von der Jesusgeschichte nur erdacht und erfunden sein?“

„Weder von Jesus noch von Buddha haben wir das geringste Zeugnis ihrer wirklichen Existenz. Alles, was darüber jemals berichtet worden ist, hat sich stets als eine Fälschung der Priester herausgestellt. Die Evangelien sind erst einige Jahrhunderte nach der Zeit geschrieben, in der Jesus gelebt haben soll. Ihre angeblichen Verfasser sind ganz fragwürdige Persönlichkeiten. Auf der Kirchenversammlung in Nicäa im Jahre 325 wurde — wie in einer Volksversammlung durch Stimmenmehrheit — darüber abgestimmt, ob man Jesus als Gott oder als Mensch verehren sollte. Die Mehrheit entschied sich für Gott, weil der christliche Kaiser die himmlische Autorität besser als Rückendeckung für seine irdische Autorität gebrauchen konnte.“

„Und wie sollen die Menschen auf all die vielen Geschichten und Angaben gekommen sein?“

„Es gibt noch eine Ueberlieferung,“ fährt der Vater fort, „die zu den allerältesten Legenden gehört. Sie ist Tausende

von Jahren alt und im uralten indischen Sanskrit überliefert. Das ist die Legende von der Feurgewinnung. Als die Menschen sehr froren und darben, weil sie das Feuer noch nicht kannten, wandten sie sich — so heißt es da — im Gebet an die Sonne, daß sie ihnen Hilfe schicke. Die Sonne schickte ihren Sohn, den Feuerfunken Agni, als Erlöser. Er wurde mit dem Feuerquirl aus dem Balken geweckt. Die kleine Vertiefung im Holz, wie ein Mutterschoß, so tief und warm, hieß Maja, das war die Mutter; der Vater des Feuerfünkchens aber war der Zimmermann, der den Balken gezimmert hatte. Kaum war das Fünkchen geboren, legte man es auf Heu und Stroh, die mit Butter und Milch bestrichen waren, damit es wachse und eine Flamme werde. Ein Windhauch kam, fachte das Feuer so hoch an, daß es bis zum Himmel emporschlug, worauf es sich wieder mit seinem Vater, der Sonne, vereinigte. So wurde Agni, von Gott zur Erde gesandt und wieder zu ihm zurückgekehrt, als Licht und Feuer der Erlöser der Menschen aus ihrer Armut und Not. Das ist die älteste Erlösersage, deren Grundidee in allen späteren Erlösungslegenden wiederkehrt.“

„Hör auf, Mann,“ fährt die Mutter dazwischen, „du nimmst mir und den Kindern mit solchen Geschichten die ganze Freude an der Heiligkeit des Weihnachtsfestes.“

„Getäuscht zu werden, Legenden für Wahrheit zu halten und vor der Wirklichkeit in eine phantastische Welt zu flüchten — wem kann das Freude machen und Befriedigung sein? Doch nur denen, die sich selber nichts zutrauen und im Leben keine Zivilcourage haben. Man muß den Mut haben, den Dingen ins Gesicht zu sehen. Da stellt sich heraus, daß wir vor dem Leben gar keine Angst zu haben brauchen. Und Religion überflüssig.“

„Ich möchte noch mehr von solchen Dingen hören,“ ruft Paul mit ganz rotem Kopf.

„Ich auch, Vater,“ schließt sich Martha an, die Zeit atemlos zugehört hat.

„Ach, Kinder,“ schüttelt die Mutter den Kopf, „ich sehe, ihr seid schon aus einer anderen Welt als ich. Zu meiner Zeit war der der Beste, der der Frömmste war . . . Nun, meinewegen, ich will euch nicht im Wege stehen . . .“

„Das genügt nicht, Frau!“ ruft der Vater aus und faßt die Mutter um den Hals, „mitgehen müssen wir, mithelfen, vorgehen, an der Spitze marschieren, sonst kommen unsere Kinder über das Eiapopeia der Sklaven und Genasführten nicht hinaus . . . Heute ist der der Tüchtigste, der sich am wenigsten weismachen läßt!“

(Aus der sehr zu empfehlenden Monatsschrift: „Das proletarische Kind“, herausgegeben von Otto und Alice Rühle.)

Ein Klosterbordell

Die Karmelitermönche auf dem Kriegs- und Liebespfad.

Wir mußten in letzter Zeit wiederholt schwere sexuelle Verfehlungen katholischer Priester veröffentlichen, die ein scheußliches Bild der durch das klerikale Verbot der Priesterheirat veranlaßten Perversitäten lieferten. „Der Pater im Aachener Bordell“, „Die Liebeslaube des Paters in Krefeld“, „Der Schwarzrock als Venuspriester“, um nur einige zu nennen, sind sicher noch in aller Erinnerung.

Nun berichteten kürzlich die Zeitungen über die Ermordung eines Mönches in Lemberg durch einen anderen, durch Gehirnweichung infolge Syphilis wahnsinnig gewordenen Mönch. Angeblich sollte es sich damals um gekränktes Ehrgefühl gehandelt haben. Nun liegen ganz anders lautende Berichte aus Lemberg vor, denen wir nachstehendes entnehmen:

„Der syphilitisch erkrankte Mönch Kopacz hatte aus Eifersucht den Kaplan Idec mit einer Axt erschlagen. Kurz nach diesem Mord wurde bekannt, daß die Mönche ein eigenartiges Leben der Andacht und Buße führten, da die Schwestern eines unter ihrer Obhut (in der Nähe des Klosters) befindlichen Lehrerinnenseminars nacheinander schwanger wurden. Das Seminar mußte darauf aufgelöst werden. Es stellt sich ferner heraus, daß der ermordete Kaplan Idec ein ebensolcher Wüstling wie sein Mörder, der Mönch Kopacz, war. Und der Herr Prior? Nun, wir werden gleich sehen.“

Cherchez la femme! (Suchet die Frau!) Dieses französische Sprichwort ist der Angelpunkt der ganzen Lemberger Affäre. Wohnte da nämlich in der Piekarskastraße in Lemberg eine Dame, zu der die tugendreichen Priester in heißer Brunst entbrannten. Der erste, der diese Frau besuchte, war der Mönch Kopacz, also der Mörder. Plötzlich merkte er, daß auch andere Pfaffen den Minnegang zur Piekarskastraße antraten und die irdische Liebe mit ihm teilten. So kam besonders der Kaplan Idec, der in Lublin wohnte, häufig nach Lemberg, da ihm die Ausschweifungen in Lublin schon zu langweilig geworden waren. Im Kloster also war er nur als Gast, wo er sich von den Strapazen der Liebe ausruhte.

Am 12. Juli war Ablaßfest im Kloster. Nach dieser heiligen Feier begaben sich die Brüder in Christo zu ihrer Dame, wo sie den Ablaß fortsetzten. Kopacz war jedoch von der

schönen Frau nicht eingeladen worden und ging verwaist vor ihrem Hause auf und ab. Der Kaplan Idec machte sich später darüber lustig, daß Kopacz einen Korb bekommen hatte. In Kopacz' Hirn glomm darauf die Rache und der Mordplan.

In der Mordnacht hörte der Prior des Klosters wohl jemanden herumschleichen, aber er konnte nicht helfen; denn der gottesfürchtige Prior hatte — „Damenbesuch“, und zwar aus der Piekarskastraße.

Dieser Skandal im Lemberger Kloster hat die Kirchenbehörde endlich veranlaßt, den Prior seines Amtes zu entheben und das Freudenhaus zu schließen. Ganz Lemberg ist aufs äußerste über die Schweinereien der Scheinheiligkeit empört, so daß sogar die Beerdigung des Kaplans Idec von der Polizei bewacht werden mußte. Das Friedhofort mußte abgeschlossen werden, um Lynchjustiz gegen die Mönche zu verhindern.“

Wie immer, betonen wir auch diesmal, es liegt uns fern, das Verhalten dieser Geistlichen irgendwie moralisch zu verdammen. Wir wissen, daß die Natur letzten Endes stärker ist, als der naturwidrige Zwang zur Ehelosigkeit, und daß die Natur da, wo sie auf Hemmnisse stößt, durchbricht auf eine nicht der Regel entsprechende Art. Aber gerade die Naturwidrigkeit der Kirche soll hier entlarvt werden. Den immer noch Gläubigen soll gezeigt werden, daß diejenigen, die sich rühmen, stärker als ihr schwaches Fleisch zu sein, in Wahrheit Heuchler sind. Denn es ist an der Zeit, daß die Hauptstütze der Reaktion fällt: Von der Kanzel herab flucht die Kirche auf die gottlosen Sünder; sie stützt den soviel Elend bringenden § 218 und verflucht gleichzeitig die uneheliche Mutter, während in Wahrheit die menschliche Liebe in ihrer Mitte entweicht wird.

Menschen a. D.

Der Diebstahl im Polizeipräsidium
Ein Schupmann als Täter.

Die Kriminalpolizei hat den früheren Polizeiwachtmeister Berger unter dem Verdacht festgenommen, daß er einer der falschen Kriminalbeamten ist, die vor einigen Tagen im Gebäude des Polizeipräsidioms die Kassenboten der

Gesellschaft für drahtlose Telegraphie um 20 000 Mk. erleichtert hatten. Berger hatte sich in den letzten Tagen durch große Geldausgaben, die er in Kaschemmen machte, verdächtig gemacht. Er wurde verhaftet, als er heute früh nach einer durchbummelten Nacht mit seiner Braut in schwer betrunkenem Zustande nach Hause gehen wollte.

Berger, der auch früher bei der Sipo angestellt war und ein Kommando im Polizeipräsidium hatte, wird gegenwärtig noch vernommen. Die beiden Angestellten, die auf seinen Trick hereingefallen waren, glauben in ihm den Mann wiederzuerkennen, der sie verhaftet hatte. Der Chauffeur der Autodroschke, in der die beiden Kassenboten von den falschen Kriminalbeamten zum Polizeipräsidium gefahren worden waren, wird Berger gegenübergestellt werden. Von seinem Helfershelfer ist bisher noch keine Spur gefunden worden.

Ein sympathisches Reichwehrlück

oder

Eine Kugel, die nicht fehl ging!

Wie uns unser X-Berichterstatter soeben aus Dresden mitteilt, haben die Behörden eine Untersuchung darüber eingeleitet, ob der General Müller seinerzeit im Manöver tatsächlich durch eine verirrte (?) Kugel getötet wurde, oder ob nicht etwa ein planmäßiger Mord vorlag.

In proletarischen Kreisen von Sachsen spricht man ganz offen von einer Rachekugel, die nicht fehl ging, denn dieser Mensch a. D. der als Berufsmörder im Jahre 1923 die sächsische Arbeiterschaft niederschloß, war als brutaler Führer der Konterrevolution gut gehabt.



Proletarischer Kindergarten

Von der Weihnachtsgeschichte

Martha hat ihre Schularbeiten beendet und packt die Federn, Hefte und Bücher in die Tasche.

Die Mutter will den Tisch frei haben, denn der Vater ist von der Arbeit nach Hause gekommen; nun will man sich zum Abendessen niedersetzen.

Während der Vater sich wäscht, richtet die Mutter das Essen her. Gleich wird ihr Martha ein wenig helfen, indem sie den Tisch deckt.

„Wir singen jetzt schon Weihnachtslieder in der Schule,“ sagt sie zu Paul gewendet, der in der Ecke in einem Buche liest.

„Und bei uns wird das Weihnachtsevangelium durchgenommen,“ gibt Paul zurück: „Ein paar Jungen aus meiner Klasse sind bei der Weihnachtsaufführung dabei. Sie gehen als Hirten beim Krippenspiel.“

„Die großen Mädchen bei uns üben den Lobgesang der Engel,“ berichtet Martha weiter. „Ehre sei Gott in der Höhe . . .“

„Und Friede auf Erden,“ fährt Paul fort: „ . . . nicht, Vater. . . Friede auf Erden, derweil schießt man in Asien und Afrika massenhaft Menschen tot.“

„Wir brauchen nicht erst nach Asien und Afrika zu gehen,“ meldet sich der Vater, „um zu beobachten, wie sehr dieser Engelslobgesang ein wahrer Hohn auf diese christliche Welt ist.“

„Wie kommt es aber denn,“ mischt sich die Mutter ins Gespräch, „daß immer noch so viele Menschen zur Kirche halten und gerade am Weihnachtsfest so viel Freude für sich und die Kinder haben?“

„Das kommt daher,“ antwortet der Vater, „daß die Menschen in ihrer Lebensangst und Sorge eine Zuflucht und einen Trost brauchen. Wenn sie bei Menschen keinen Rat und keine Hilfe finden und zu sich selbst nicht genug Vertrauen haben, flüchten sie eben zu himmlischen Mächten, die sie sich eimbilden, weil sie sonst ganz und gar verzagen müßten.“

„Und warum feiern sie Weihnachten ganz besonders?“ fragt Paul.

„Es ist kein Zufall,“ antwortet der Vater und setzt sich zu Tische, „daß Menschen, die aus Erlösungsbedürfnis zur Religion halten, gerade das Fest besonders feiern, das als ein Erlösungsfest gilt. Denn ursprünglich war Weihnachten das Fest des Sieges der Sonne über die Finsternis der langen Winternächte. Die Menschen freuten sich, daß der härteste Teil des Winters überwunden war, daß sie von der Plage der kurzen Tage und langen Nächte erlöst wurden. Der 25. Dezember war seit uralter Zeit der Tag des Julfestes, der Wintersonnenwende.“

„Ich habe in einem Buche gelesen,“ fügt Paul hinzu, „daß Weihnachten ein altes germanisches Fest sei.“

„Gewiß,“ bestätigt der Vater, „aber auch die meisten anderen Völker des Altertums haben den 25. Dezember festlich begangen. So die Perser, die auch einen Erlöser verehrten, den sie Mithra nannten. Später hat man die Geburt des Jesuskindes auf diesen Tag verlegt. In alten Katakomben Roms hat man ein Bild aufgefunden, das die Geburt des persischen Sonnengottes darstellt. Die Mutter, deren Haupt von einem Strahlenkranz umgeben ist, hat das Kind auf dem Schoße. Vor ihr knien drei Männer in persischer Kleidung, die Geschenke darbringen. Seitwärts erblickt man einen Stern. Das Bild hat große Ähnlichkeit mit den Bildern, welche die Anbetung Jesu durch die Weisen aus dem Morgenlande darstellen. Vielleicht hat der Verfasser der Weihnachtsgeschichte dieses oder ein ähnliches Bild gekannt und danach seine Geschichte niedergeschrieben. Zwischen den Juden und Persern bestanden seit der Gefangenschaft enge Beziehungen, und auch in Rom, zur



So ist es:

Einer mit dem Pflug und sechs mit dem Löffel



So soll es werden:

Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen

Zeit der ersten Christen, war die Verehrung des persischen Sonnengottes sehr gebräuchlich.“

„Aber wunderbar ist die Geschichte von Jesu Geburt doch,“ versichert die Mutter, um nicht merken zu lassen, daß ihr Glaube wieder ein bißchen ins Wanken gerät.

„Genau so wunderbar wie die Geschichte von der Geburt Buddhas. Dieser indische Erlöser wurde auch von einer jungfräulichen Mutter geboren, die Maja hieß; bei seiner Geburt erschien Engel am Himmel, die einen Lobgesang sangen; ein alter Einsiedler kam herbei und nahm das Kindlein in seine Arme. Ein benachbarter König veranstaltete, um das Kind zu beseitigen, einen Kindermord. Später wurde aus dem Kinde ein Prediger, Wundertäter und Welterlöser, der Jünger um sich scharte, eine Bergpredigt hielt, Gleichnisse erzählte und Wunder verrichtete. Das Merkwürdigste dabei ist, daß er vieles mit denselben Worten und Redewendungen sagte, wie dies später von Jesus berichtet wird. Dabei soll Buddha ungefähr 600 Jahre früher gelebt haben als Jesus.“

„Wie kann das zugegangen sein, Vater?“ fragt wißbegierig Paul.

„Vielleicht waren in Palästina und Rom schon Schriften über Buddha bekannt. Man weiß, daß ein buddhistischer König Asoka lange vor Christi Geburt solche Schriften abfassen und durch Missionare in der ganzen Welt verbreiten ließ. Die Sekte der Essener, von der im Neuen Testament berichtet wird, dürfte eine buddhistische Gemeinde gewesen sein. Möglicherweise sind durch sie die buddhistischen Schriften verbreitet, abgeschrieben und in die Jesuslegende hineingearbeitet worden.“

„Legende — sagst du,“ fällt ihm die Mutter ins Wort. „Soll denn alles von der Jesusgeschichte nur erdacht und erfunden sein?“

„Weder von Jesus noch von Buddha haben wir das geringste Zeugnis ihrer wirklichen Existenz. Alles, was darüber jemals berichtet worden ist, hat sich stets als eine Fälschung der Priester herausgestellt. Die Evangelien sind erst einige Jahrhunderte nach der Zeit geschrieben, in der Jesus gelebt haben soll. Ihre angeblichen Verfasser sind ganz fragwürdige Persönlichkeiten. Auf der Kirchenversammlung in Nicäa im Jahre 325 wurde — wie in einer Volksversammlung durch Stimmenmehrheit — darüber abgestimmt, ob man Jesus als Gott oder als Mensch verehren solle. Die Mehrheit entschied sich für Gott, weil der christliche Kaiser die himmlische Autorität besser als Rückendeckung für seine irdische Autorität gebrauchen konnte.“

„Und wie sollen die Menschen auf all die vielen Geschichten und Angaben gekommen sein?“

„Es gibt noch eine Ueberlieferung,“ fährt der Vater fort, „die zu den allerältesten Legenden gehört. Sie ist Tausende

von Jahren alt und im uralten indischen Sanskrit überliefert. Das ist die Legende von der Feuergewinnung. Als die Menschen sehr froren und darben, weil sie das Feuer noch nicht kannten, wandten sie sich — so heißt es da — im Gebet an die Sonne, daß sie ihnen Hilfe schicke. Die Sonne schickte ihren Sohn, den Feuerfunken Agni, als Erlöser. Er wurde mit dem Feuerquirl aus dem Balken geweckt. Die kleine Vertiefung im Holz, wie ein Mutterschoß, so tief und warm, hieß Maja, das war die Mutter; der Vater des Feuerfünkchens aber war der Zimmermann, der den Balken gezimmert hatte. Kaum war das Fünkchen geboren, legte man es auf Heu und Stroh, die mit Butter und Milch bestrichen waren, damit es wachse und eine Flamme werde. Ein Windhauch kam, fachte das Feuer so hoch an, daß es bis zum Himmel emporschlug, worauf es sich wieder mit seinem Vater, der Sonne, vereinigte. So wurde Agni, von Gott zur Erde gesandt und wieder zu ihm zurückgekehrt, als Licht und Feuer der Erlöser der Menschen aus ihrer Armut und Not. Das ist die älteste Erlösersage, deren Grundidee in allen späteren Erlösungslegenden wiederkehrt.“

„Hör auf, Mann,“ fährt die Mutter dazwischen, „du nimmst mir und den Kindern mit solchen Geschichten die ganze Freude an der Heiligkeit des Weihnachtsfestes.“

„Getäuscht zu werden, Legenden für Wahrheit zu halten und vor der Wirklichkeit in eine phantastische Welt zu flüchten — wem kann das Freude machen und Befriedigung sein? Doch nur denen, die sich selber nichts zutrauen und im Leben keine Zivilcourage haben. Man muß den Mut haben, den Dingen ins Gesicht zu sehen. Da stellt sich heraus, daß wir vor dem Leben gar keine Angst zu haben brauchen. Und da wird alle Religion überflüssig.“

„Ich möchte noch mehr von solchen Dingen hören, Vater,“ ruft Paul mit ganz rotem Kopf.

„Ich auch, Vater,“ schließt sich Martha an, die die ganze Zeit atemlos zugehört hat.

„Ach, Kinder,“ schüttelt die Mutter den Kopf. „Ich sehe, ihr seid schon aus einer anderen Welt als ich. Zu meiner Zeit war der der Beste, der der Frömmste war . . . Nun, meinestwegen, ich will euch nicht im Wege stehen . . .“

„Das genügt nicht, Frau!“ ruft der Vater aus und faßt die Mutter um den Hals, „mitgehen müssen wir, mithelfen, vorangehen, an der Spitze marschieren, sonst kommen unsere Kinder über das Eiapopeia der Sklaven und Genasführten nicht hinaus . . . Heute ist der der Tüchtigste, der sich am wenigsten weismachen läßt!“

(Aus der sehr zu empfehlenden Monatsschrift: „Das proletarische Kind“, herausgegeben von Otto und Alice Rühle.)

Ein Klosterbordell

Die Karmelitermönche auf dem Kriegs- und Liebespfad.

Wir mußten in letzter Zeit wiederholt schwere sexuelle Verfehlungen katholischer Priester veröffentlichen, die ein scheußliches Bild der durch das klerikale Verbot der Priesterheirat veranlaßten Perversitäten lieferten. „Der Pater im Aachener Bordell“, „Die Liebeslaube des Paters in Krefeld“, „Der Schwarzrock als Venuspriester“, um nur einige zu nennen, sind sicher noch in aller Erinnerung.

Nun berichteten kürzlich die Zeitungen über die Ermordung eines Mönches in Lemberg durch einen anderen, durch Gehirnweichung infolge Syphilis wahnsinnig gewordenen Mönch. Angeblich sollte es sich damals um gekränktes Ehrgefühl gehandelt haben. Nun liegen ganz anders lautende Berichte aus Lemberg vor, denen wir nachstehendes entnehmen:

„Der syphilitisch erkrankte Mönch Kopacz hatte aus Eifersucht den Kaplan Idec mit einer Axt erschlagen. Kurz nach diesem Morde wurde bekannt, daß die Mönche ein eigenartiges Leben der Andacht und Buße führten, da die Schwestern eines unter ihrer Obhut (in der Nähe des Klosters) befindlichen Lehrerseminars nacheinander schwanger wurden. Das Seminar mußte darauf aufgelöst werden. Es stellt sich ferner heraus, daß der ermordete Kaplan Idec ein ebensolcher Wüstling wie sein Mörder, der Mönch Kopacz, war. Und der Herr Prior? Nun, wir werden gleich sehen.“

„Cherchez la femme! (Sucht die Frau!) Dieses französische Sprichwort ist der Angelpunkt der ganzen Lemberger Affäre. Wohnte da nämlich in der Piekarskastraße in Lemberg eine Dame, zu der die tugendreichen Priester in heißer Brunst entbrannten. Der erste, der diese Frau besuchte, war der Mönch Kopacz, also der Mörder. Plötzlich merkte er, daß auch andere Pfaffen den Minnegang zur Piekarskastraße antraten und die irdische Liebe mit ihm teilten. So kam besonders der Kaplan Idec, der in Lublin wohnte, häufig nach Lemberg, da ihm die Ausschweifungen in Lublin schon zu langweilig geworden waren. Im Kloster also war er nur als Gast, wo er sich von den Strapazen der Liebe ausruhte.“

Am 12. Juli war Ablaßfest im Kloster. Nach dieser heiligen Feier begaben sich die Brüder in Christo zu ihrer Dame, wo sie den Ablaß fortsetzten. Kopacz war jedoch von der

schönen Frau nicht eingeladen worden und ging verwaist vor ihrem Hause auf und ab. Der Kaplan Idec machte sich später darüber lustig, daß Kopacz einen Korb bekommen hatte. In Kopacz' Hirn glomm darauf die Rache und der Mordplan.

In der Mordnacht hörte der Prior des Klosters wohl jemanden herumschleichen, aber er konnte nicht helfen; denn der gottesfürchtige Prior hatte — „Damenbesuch“, und zwar aus der Piekarskastraße.

Dieser Skandal im Lemberger Kloster hat die Kirchenbehörde endlich veranlaßt, den Prior seines Amtes zu entheben und das Freudenhaus zu schließen. Ganz Lemberg ist aufs äußerste über die Schweinereien der Scheinheiligkeit empört, so daß sogar die Beerdigung des Kaplans Idec von der Polizei bewacht werden mußte. Das Friedhofort mußte abgeschlossen werden, um Lynchjustiz gegen die Mönche zu verhindern.“

Wie immer, betonen wir auch diesmal, es liegt uns fern, das Verhalten dieser Geistlichen irgendwie moralisch zu verdammen. Wir wissen, daß die Natur letzten Endes stärker ist, als der naturwidrige Zwang zur Ehelosigkeit, und daß die Natur da, wo sie auf Hemmnisse stößt, durchbricht auf eine nicht der Regel entsprechende Art. Aber gerade die Naturwidrigkeit der Kirche soll hier entlarvt werden. Den immer noch Gläubigen soll gezeigt werden, daß diejenigen, die sich rühmen, stärker als ihr schwaches Fleisch zu sein, in Wahrheit Heuchler sind. Denn es ist an der Zeit, daß die Hauptstütze der Reaktion fällt. Von der Kanzel herab flucht die Kirche auf die gottlosen Sünder; sie stützt den soviel Elend bringenden § 218 und verflucht gleichzeitig die uneheliche Mutter, während in Wahrheit die menschliche Liebe in ihrer Mitte entweicht wird.

Menschen a. D.

Der Diebstahl im Polizeipräsidium
Ein Schupomann als Täter.

Die Kriminalpolizei hat den früheren Polizeiwachmeister Berger unter dem Verdacht festgenommen, daß er einer der falschen Kriminalbeamten ist, die vor einigen Tagen im Gebäude des Polizeipräsidiums die Kassenboten der

Gesellschaft für drahtlose Telegraphie um 20 000 Mk. erleichtert hatten. Berger hatte sich in den letzten Tagen durch große Geldausgaben, die er in Kaschemmen machte, verdächtig gemacht. Er wurde verhaftet, als er heute früh nach einer durchbummelten Nacht mit seiner Braut in schwer betrunkenem Zustande nach Hause gehen wollte.

Berger, der auch früher bei der Sipo angestellt war und ein Kommando im Polizeipräsidium hatte, wird gegenwärtig noch vernommen. Die beiden Angestellten, die auf seinen Trick hereingefallen waren, glauben in ihm den Mann wiederzuerkennen, der sie verhaftet hatte. Der Chauffeur der Auto-droschke, in der die beiden Kassenboten von den falschen Kriminalbeamten zum Polizeipräsidium gefahren worden waren, wird Berger gegenübergestellt werden. Von seinem Helfershelfer ist bisher noch keine Spur gefunden worden.

Ein sympathisches Reichswehrlück

oder

Eine Kugel, die nicht fehl ging!

Wie uns unser X-Berichterstatter soeben aus Dresden mitteilt, haben die Behörden eine Untersuchung darüber eingeleitet, ob der General Müller seinerzeit im Manöver tatsächlich durch eine verirrte (?) Kugel getötet wurde, oder ob nicht etwa ein planmäßiger Mord vorlag.

In proletarischen Kreisen von Sachsen spricht man ganz offen von einer Rachekugel, die nicht fehl ging, denn dieser Mensch a. D., der als Berufsmörder im Jahre 1923 die sächsische Arbeiterschaft niederschloß, war als brutaler Führer der Konterrevolution gut gehabt.





Briefe die mich erreichten

Lieber Kamerad Friedrich!

Als Besucher der Veranstaltung „Junge Dichter vor die Front“ möchte ich Dir ein paar Worte übermitteln. Vielleicht bist Du in der Lage, mir die Rätsel zu lösen, die mir dieser „erhebende“ Abend aufgegeben hat.

Aufmerksam gemacht wurde ich auf die Sache durch die Bekanntgabe in der „W. a. A.“

Die Ueberraschungen begannen für mich damit, daß ich auf dem Programm entdeckte, daß Herr Dr. Grautoff sich be- rufen fühlte, sich zum „Mittler“ Gerrit Engelke zu machen. Herr Grautoff, den ich durch seine Artikel im Hugenbergschen „Tag“ sehr „schätzen“ gelernt habe, der erst neulich wieder seinen erschütterten Lesern mit tiefgründiger Weisheit bewies, daß nur in der „Gottlosigkeit“ unserer Zeit, in der „Abkehr von der Kirche“ die wahre Wurzel allen Uebels zu suchen sei, dieser Herr Grautoff ein Mittler für Gerrit Engelke? Das brachte mich etwas aus der Fassung.

Doch — mein Gleichgewicht hatte ich wiedergefunden, als Herr Gr. seine salbungsvolle Rede beendet hatte. Freilich hatte er in seinem Gesang auf B. v. d. Marwitz nicht ver- gessen, auch den Namen Engelke, da er ja nun einmal auf dem Programm stand, zu erwähnen.

Und hier, nach der Rede des Herrn Gr., wußte ich, was von dem Abend zu erwarten war.

Ich freute mich, daß Du den Mut fandest, vordieser Gesellschaft verlogener, „empfind- samer“ Spießer, die sich — bescheiden wie immer! — brillantenbebaumelt und monokel- bewaffnet, besonders in den ersten Reihen zur Schau stellten, von Gerrit Engelke zu sprechen; freute mich ganz besonders darüber, daß Du mit dem „An die Soldaten des großen Krieges“ schlossesst.

Was dann kam, weißt Du ja selbst, lieber Kamerad Friedrich! Nur, so frage ich Dich, wie konnte der Abend in dieser Form überhaupt zustande kommen? Ich finde hierauf keine Antwort, und — es geht mir nicht allein so.

Von einer Seite wurde mir eine Antwort gegeben, und die lautete: Die Namen Gerrit Engelke — Ernst Friedrich sind auf das Programm gesetzt worden, um Kreise zu dieser Veran- staltung heranzuziehen, für die es vielleicht ganz heilsam wäre, einmal etwas anderes als Antikriegsgesänge zu hören.

Ich finde diese Erklärung gar nicht so unwahrscheinlich, obgleich ich die grenzenlos dumme Verschlagenheit dieser Taktik sehr wohl erkenne.

Wer Ohren hat für die Stimme eines Gerrit Engelke, dem dienen auch die kriegspsychosebeeinflussten Gesänge des B. v. d. Marwitz in seinem Sinne.

Und wessen „Herz höher schlägt“ bei den heldentodbe- geisterten Hymnen eines Kriegsfreiwilligen von anno 1914, um den ist es nicht schade; der verdient nichts anderes, besseres, als wofür er sich begeistert: einen frisch-fröhlichen Gaskrieg!

Sei überzeugt, lieber Kamerad Friedrich, die Erfahrungen des Abends, so schmerzlich sie waren, werden denen, die mit Dir sind, nicht verloren sein. Vielleicht hat doch dieser oder jener gelernt, daß dem „anderen Lager“ keine Nieder- weisung, keine Hinterhältigkeit raffiniert genug ist, um den Gegner herzuführen.

Was kannst Du mir sagen, von wem und unter welchen Um- ständen der Abend zustande gebracht worden ist, ich wäre Dir jedenfalls dankbar dafür.

Mit proletarischem Gruß Otto Stooß.

Antwort

Lieber Gesinnungsfreund Stooß!

Was mich persönlich betrifft, so wurde ich von dem Ver- anstalter, Herrn Franz Konrad Hoefert eingeladen, an diesem Abend zu sprechen, was ich sehr gern tat, weil ich der Mei- nung bin, daß es viel wichtiger ist, zu noch uns fernstehenden Menschen oder gar zu unseren Gegnern zu sprechen, als zu unseren eigenen Gesinnungsfreunden! Nur darf man sich eben selbst dabei nicht wegwerfen oder erniedrigen, ebenso- wenig wie man dem Gegner etwa durch Konzessionen „ent- gegenkommen“ darf.

Daß ich daher — wie immer — nur soziale und revolu- tionäre Dichtungen sprach, hast Du ja an dem Abend selbst gehört und mir auch in Deinem Briefe bestätigt. Daß aber nach mir noch Dichtungen von einem Dilettanten gestammelt wurden, die von „Heldentodbegeisterung“ überflossen, dafür kann ich natürlich um so weniger, da daß auch für mich eine Ueberraschung war. Im übrigen sollte ja der Abend kein ein- seitiges politisches Gepräge tragen, sondern galt drei jungen toten Dichtern.

Deinen Brief habe ich übrigens an Herrn Hoefert weiter- gegeben und ihm um Antwort in der „Schwarzen Fahne“ ersucht. Leider aber ging er nicht ausführlich darauf ein, sondern schrieb nur kurz folgendes:

Lieber Kollege Friedrich!

Ich kann gegen diesen Brief des Herrn Stooß nichts schrei- ben: 1. Weil ich politisch ebenso zu denken schiene, wie der Schreiber dieser Zeilen; 2. weil seine Beurteilung des Abends in künstlerischer Hinsicht dem Standpunkt einer bür-



Weihnachtsbescherung

Karl: Na, so ne Sache. Erst schmeißt der Olle fußzig uff de Straße und nu müssen wa de Woche vor Weihnachten noch Ueberstunden knasten.

Paul: Na, bedank' dich mal bei deine Kollegen. 100 000 liegen alleine in Berlin uff der Straße und statt, daß die Ueber- stunden einstimmig abgelehnt werden, da stimmen se dafür, weil se angeblich nischt anderes übrigbleibt.

Karl: Na ja, du weißt doch, was der Betriebsrat sagt. Wenn de Kollegen die Ueberstunden nicht machen, wird geschlossen, und dann nimmt jeder die paar Sechser vor Weihnachten jerne mit.

Paul: Leider. Wenn der Olle den Betriebsrat nicht hätte, wär' er uffgeschmissen. Der olle Flaumacher. Warum wern Ueberstunden geschoben? Weil Weihnachtskonjunktur is. Und meiste, der Olle läßt sich de Konjunktur vermässeln und schließt jetzt vor Weihnachten? So sieht er aus. Aber wat ist los? Wat du richtig gesagt hast. Jeda will 'nen bißchen Zasta mehr haben. Aba nich, indem er mitten in de Konjunktur dem Ollen de Pistole uff de Brust setzt und Lohnzulage erzwingt. Ne, indem, daß er noch mehr schuffet und seinen Klassengenossen de Arbeit und den Verdienst klaut. In de Vasammlungen haben se alle det große Maul, aber hier im Be- trieb, was drauf ankommt, da kriechen se.

Karl: Na paß mal uff, an Heiligabend da kriegt noch man- cher de Papiere. Eine schöne Weihnachtsbescherung.

Paul: Und weshalb? Weil wa uns lassen vom Meester hetzen, das muß zu Weihnachten fertig sind und jenes. In Wahrheit arbeiten wa Vorrat und dafür kriegen wieder ne An- zahl de Papiere. Die können se dann untern Tannenboom legen und singen: „Freue dir, o Christenheit!“

Karl: Macht ihr och 'nen Tannenbaum?

Paul: Wahrscheinlich.

Karl: Siehste, wir och. Mir liegt nich velle dran, aber meine Olle mag hoch jern von wegen de Kinder. Na, warum nich? Wir haben noch so allerlei Engels und son Kram, det kommt ran. Da is noch son Christkind mit 'nen Stern, wo druff steht: „Christ, der Retter ist da.“ Na, ist ja eigentlich Quatsch —

Paul: Aba deine Kinder kannste das vorsezen, meiste. Ne, mein Lieber. Ick hänge meine och 'nen Retter dran, aber 'nen andern, und da schreib ick druff: Die Arbeiter müssen sich selber retten, und dann wern se diese Retter an 'nen andern Baum hängen, wie 'nen Tannenboom, und ne Laterne tut es och.

Bim, bim — — — Ende der Pause.

**Die Hand eines Arbeiters — I
Rheinisches Eisenwerk — Düren**

Ihr habt vielleicht eine kurze Notiz in der Zeitung gelesen, daß dem Jungarbeiter Birkesdorf durch einen Unglücksfall an der Verputzmaschine eine Hand abgerissen wurde. Weiter steht ja nichts in den bürgerlichen Blättern. Wie das aber kam, daß unser Kollege B. um seine Hand kam, daß er ein unglück- licher Mensch wurde für das ganze Leben? Es kam daher, weil es 6 Uhr abends war und wir schon 13 Stunden Arbeits- zeit hinter uns hatten. Da wird man zum Schluß so müde, daß

gerlichen alten — Jungfer gleichkommt, die sich über die schlechten Kleider eines Proletariers ebenso entsetzt, wie Herr Stooß über die „brillantenbebaumelten Bürger“.

Sollten Sie Herrn Stooß kennen lernen, so würde mich weiteres von ihm interessieren.

Ich bin stets Ihr ergebener Hoefert.

An viele Briefschreiber!

Infolge meiner Vortragsreise durchs Rheinland mußte ich sehr viele Einsendungen zurückstellen, und werde ich diese in nächster Nummer veröffentlichen. E. F.

Das schönste Geschenk ein gutes Buch

In unserer

Buchhandlung Berlin C 2, Parochial-Str. 29

erhalten Sie sämtliche

anarchistisch-kommunistische Literatur

sowie aufklärende Schriften auf dem Gebiete der

Sexual-Wissenschaft.

Das von ERNST FRIEDRICH begründete

Internationale Anti-Kriegsmuseum

Berlin C 2, Parochialstr. 29, 5 Minuten vom Polizeipräsidium.

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“: Menschen- abschachtungs-Instrumente: Verbräucherisches Kinderspielzeug
Mordabzeichen: Kriegsbilder: Bücher: Gegenstände aller Art

Das Museum ist täglich (auch Sonntags) von 10 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends geöffnet: Oeffentliche Vorträge und Versammlungen
Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen
Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfg., Kinder 10 Pfg., Soldaten und Polizeibeamte frei!

„Die Seele des Proletarischen Kindes“

von OTTO RÜHLE.

Eine Waffe gegen die Autoritätsduselei. Ein Buch der Erkenntnis. Eltern, Erzieher und vor allem die Menschen der Jugendbewegung sollten dieses Buch lesen.
Umfang 216 Seiten. Ganzleinenband. Preis 3,50 Mark.
Für die Leser der Schwarzen Fahne und der Freien Jugend nur 3,00 Mark (portofrei).

Wieder erschienen:

Etappe Gent

oder der wirkliche Delchstoß der kaiserlichen Offizierskamarilla von Heinrich Wandt.

Für die Leser der „Schwarzen Fahne“ beträgt der Preis statt 2,— Mk. nur 1,50 Mk. (portofrei).

Erhältlich durch die Buchhandlung der „Schwarzen Fahne“, Berlin C. 2, Parochialstraße 29.

Hamburg

Anarchistischer Freilund: Jeden Freitag, abends, im Klublokal Bauke, Kohlhöfen 23. Freunde und Gegner der an- archistischen Weltanschauung haben Zutritt und Redefreiheit. (Kein Trinkzwang.)

Freie Jugend: Jeden Montag, abends 7½ Uhr, im Ju- gendheim, Steinstr. 161. Gäste willkommen!

Kindergruppe: Jeden Dienstag, abends 6 Uhr, Treffen im „Alarmkeller“.

Einzelbezieher bestellt ab 1. Januar „Die schwarze Fahne“ durch die Post

Hier ausschneiden und dem Briefträger geben oder beim Postamt abgeben.

An die Postanstalt meines Wohnbezirks.

Hiermit bestelle ich für Monat Januar 1926 bei der Post die wöchentlich ein Mal erscheinende Zeitung:

„Die schwarze Fahne“.

Erscheinungsort Berlin.

Bezugspreis bei freier Zustellung monatlich 96 Pf.

Vor- und Zuname Ort

Post Straße und Hausnummer

Ab 1. Januar

ist „Die schwarze Fahne“ in die Post- zeitungsliste eingetragen und kann daher durch jeden Briefträger oder durch jede Postanstalt bezogen werden. Gleichzeitig

erscheint „Die schwarze Fahne“

nicht nur dreimal im Monat, wie bisher, sondern zur Freude unserer Gegner regelmäßig einmal jede Woche und zwar

jeden Freitag

in einer Auflage von 10000 Exemplaren